Nr. 42 — **Leipzig, den 19. Oktober** — **1890**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Der Prophet Sacharja, der Zeitgenosse Serubbabels 8 — Wie werde ich des Glaubens gewiß? 3. Der Grund des Glaubens — Bilder aus der Kirche der Wüste 3 — Drei Monate Fabrikarbeiter und Wandergeselle: 3. Meine Arbeitsgenossen und die Sozialdemokratie (Erste Hälfte) — Vom und für den Evangelischen Bund: 1. Die Stuttgarter Tage — Aus England: Lux mundi — Bücher und Schriften: Bornemann, Schulandachten; Sommer, Der christliche Unsterblichkeitsglaube; Meyer, Die soziale Entwicklung des Menschengeschlechts; Stockmeyer, Die Christen während der französischen Revolution; Zur Besprechung eingesandte Bücher — Verschiedenes: Die Stiftung einer deutschen Landgemeinde in Südafrika; Gesamtverband evangelischer Arbeitervereine Deutschlands; Paul Lindau über Björnsons Handschuh; Eine Frage an unsre Rechtskundigen; Goethe als Taufpate; Berichtigung — Quittung — Anzeigen

Der Prophet Sacharja, der Zeitgenosse Serubbabels

8. Sacharja Kapitel 5, 1—4

Wieder hob ich meine Augen empor und sah, da war eine fliegende Schriftrolle zu sehen! Und als er mich fragte: Was siehst du? sagte ich: Ich sehe eine fliegende Schriftrolle, zwanzig Ellen lang und zehn Ellen breit. Da sagte er zu mir: Das ist der Fluch, der über das ganze Land ausgeht; denn jeder, der stiehlt, ist demselben gemäß von hier weggefegt, und jeder, der [falsch] schwört, ist demselben gemäß von hier weggefegt. Ich habe ihn ausgehen lassen, ist der Spruch Jehovas der Heerscharen, er kehrt ein in das Haus des Diebes und in das Haus dessen, der bei meinem Namen falsch schwört, er läßt sich nieder im Innern des Hauses und richtet es in seinem Holzwerk und seinen Steinen zu Grunde.

Wenn das Volk Israel nach der Vollendung des Tempels dem goldnen Leuchter, den Sacharja im vorigen Gesichte schaute, gleichen und von Gottes Geist erfüllt glücklich und herrlich werden soll, dann darf in seiner Mitte nichts mehr gefunden werden, was diesem Zustande widerspricht. Darauf hat Sacharja schon früher hingewiesen, als er Kapitel 3, 9 verheißen konnte: Siehe, an einem Tage, auf einmal, entferne ich die Sünde jenes Landes. Die Sünder müssen aus dem Lande weggeschafft sein. Diese Reinigung des heiligen Landes, in dem Jehova wieder Wohnung nimmt, sieht der Prophet sich nun vollziehen.

Eine gewaltige Schriftrolle fliegt über das ganze Land. Sie ist nicht zusammengerollt, er kann ihre ganze Ausdehnung nach Länge und Breite erkennen.

Erst die Worte des Begleiterengels können Sacharja und uns die Bedeutung dieses Gesichtes erklären. Jene Schriftrolle stellt den großen Fluch dar, der über das ganze Land ausgeht und das Volk von den Sündern säubern soll, auch wenn die kultische Sünde nicht mehr auf ihm lastet. Der Fluch, den man auf dem Berge Ebal (5. Mose 27, 13) ausgesprochen hatte, ist kein unwirksames Wort, er trifft im ganzen Lande, einem Raubvogel gleich fliegt er dahin und stürzt sich auf die, die ihm verfallen sind. Der Prophet führt nicht alle einzeln auf, die der Fluch trifft, er hebt zwei Arten aus den Sündern heraus, die Diebe und die Meineidigen, die den Gewinn in ihrem Handel und Wandel höher achten, als die Ehrfurcht vor Jehova. In ihnen sind alle Sünder gemeint, denn in allen ist eines von beiden, Habsucht oder Gleichgiltigkeit gegen Jehovas Gebote, oder beides zugleich die Ursache ihres verkehrten Wandels.

Zudem waren die Habsucht und der Schachergeist ein altes Erbstück in Israel, das auch in der babylonischen Gefangenschaft nicht verloren ging. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß schon der Stammvater des Volkes, Jakob, um ein Linsengericht sich das Erstgeburtsrecht von Esau erhandelt, und Jesaia schildert uns in trefflichster Weise diese Klasse des Volkes, die Häuser an Häuser reiht, Ländereien um Ländereien aufkauft, um schließlich allein im Lande zu wohnen (Jes. 5, 8). Und eben dieser Zug ist auch jetzt noch nicht aus dem Volke ausgerottet; denn vielen ist es die Hauptsorge geblieben, in vertäfelten Häusern zu wohnen (Haggai 1, 4), und in ihrer Gier nach Besitz haben sie selbst den Namen Gottes zu falschem Eide mißbraucht. Diese Art muß in Israel aufhören: der Fluch wird sich in den Häusern, die sie mit Unrecht sich aufbauen und mit ungerechten Reichtümern anfüllen, niedersetzen und nicht daraus weichen, bis sie gänzlich zerstört sind. Das prächtigste Getäfel wird nicht stand halten, und die festesten Steine werden weichen; ihre Häuser werden zerfallen und die Bewohner mit ihnen zu Grunde gehen. Der Fluch über die Ungerechten geht durch das ganze Land und rafft jeden Uebelthäter daraus hinweg.

So einfach dieses Gesicht im Vergleich mit den vorangegangenen erscheint, es ist bedeutungsvoll genug. Der Prophet erweist sich dadurch als treuen Schüler der früheren großen Propheten, der wie diese Gottes Wesen und Willen erkannt hatte und sich hoch über die Meinung der Masse des Volkes und der falschen Propheten erhob. Das war von jeher der Kampf der rechten Propheten, daß sie der Meinung entgegentreten mußten, als ob Jehova mit der Darbringung von Opfern Genüge geschehen und sein Wille erfüllt sei. Das Volk wollte den Widerspruch nicht sehen, der zwischen Opferbringen und gottlosem Wandel bestand. Es wollte sich mit Jehova gleichsam durch Opfern und Fasten abfinden, dann sollten Gottes Augen sein übriges Treiben nicht sehen. Es wollte am Ende noch annähernd erfüllen, was Jehova 2. Mose 34, 11—26 als kultische Pflichten ihm auferlegte, aber die sittlichen Gebote des Zehnwortes in 2. Mose 20 sollten nicht strenge befolgt werden müssen. Das Volk wollte gerne Opfer in Menge darbringen, aber Recht und Liebe üben und Demut beweisen wollte es nicht (Micha 6. 7. 8). Opfern war ihm schon recht, aber daneben wollte es stehlen, morden, ehebrechen und falsch schwören und vielleicht auch noch andre Götter verehren dürfen (Jer. 7, 9). Es blieb dieselbe Art, die auch Jesus noch zu zeichnen hatte: sie wollte Münze, Till und Kümmel verzehnten, ja auch Almosen geben, aber der Witwen Häuser fressen und das Schwerste im Gesetz, nämlich das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben dahinten lassen (Matth. 23, 14 und 23). Sacharja weiß es: wo Gottes Volk ist, da ist es mit dem rechten Gottesdienste gegeben, daß man Recht und Gerechtigkeit übt, da treibt die Liebe zu Gott zu treuem Gehorsam gegen seinen Willen und dadurch zu gerechtem Wandel gegen den Nächsten. Wo letzteres fehlt, ist die Belebung durch Gottes Geist und die rechte Erkenntnis Gottes nicht vorhanden; darum muß jeder Sünder ausgerottet werden aus der Gemeinde Gottes.

Die Art, gegen welche die Propheten und Jesus Christus

zu kämpfen hatten, ist auch heute noch vorhanden. Gar mancher zerreißt noch sein Leben in Gottesdienst und weltliche Arbeit, scheidet zwischen seinem Verhalten am Sonntag und seinem Treiben im Geschäfte am Werktag. Er entfaltet am Ende sogar eine eifrige kirchliche Thätigkeit, aber im bürgerlichen Leben und Berufe hält er die Anwendung von Mitteln, die vor Gottes Gerechtigkeit nicht bestehen können, für erlaubt. Eine Stunde der Erbauung und Erhebung des Gemüts soll genügen, aber diese Erhebung soll auf Handel und Wandel ohne jede Wirkung bleiben. Der Prophet Sacharja spricht das Urteil über solches Verhalten, es gehört nicht in die Gemeinde Jehovas; Jesus hat mit seinem hellen Lichte in dieses pharisäische Treiben hineingezündet, und die Reformation hat die Gewissen aufzuwecken und wachsam zu machen gesucht gegen alle die Schlafmittel, welche die katholische Kirche den Christen in allen möglichen Formen in Weihrauch und Kunst, im betäubenden Glanz der Gottesdienste und sogenannten verdienstlichen Werke darzureichen pflegte. Der Glaube soll nicht nur eine Verzierung des Menschen sein, sondern die innerste und durchschlagende Kraft seines Wesens. Der Sauerteig des Evangeliums soll nicht in einem Winkel verschlossen bleiben, sondern alles durchdringen, sodaß die Christen nicht nur zu Zeiten „gute“ Werke verrichten, sondern in allen Dingen von dem neuen Geiste sich leiten und von aller Untugend sich reinigen lassen.

Wo diese Einheit nicht vorhanden ist, da ist im Herzen noch immer die unselige Zerfahrenheit und Zerrissenheit, da zerfällt der Mensch in den friedlosen Streit zwischen der Liebe zu Gott und der Liebe zu der Welt. Wie ein Fluch setzt sich diese Unruhe im Innern fest, raubt den Segen des Friedens und Wohlergehens, sodaß der eine den andern nicht von Herzen unter Feigenbaum und Weinstock einladen und man sich nicht der Zugehörigkeit zu dem Reiche Gottes freuen kann. Denn der feste Grund Gottes bestehet und hat dieses Siegel: Der Herr kennet die Seinen; und: Es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet (2 Tim. 2, 19). K M

Wie werde ich des Glaubens gewiß?

3. Der Grund des Glaubens

Die Frage ist also diese: Wie werde ich dessen gewiß, daß wirklich ein Gott für mich da ist und mit mir verkehrt? Herrmann antwortet:

> Daß sich überhaupt der Gedanke, es sei ein Gott für uns vorhanden, mit voller Gewißheit in uns erhebt, kann keine Lehre bewirken, sondern nur eine Thatsache, welche uns den Mut zu solcher Zuversicht giebt. Wir Christen meinen nun, in der ganzen Welt nur eine Thatsache zu kennen, die das vermöchte, die im Neuen Testament uns überlieferte geschichtliche Erscheinung Jesu. Unsre Gewißheit von Gott wurzelt in dem einfachen Faktum, daß wir in Jesus einen Menschen antreffen, der Recht behalten muß gegenüber der Welt (Verkehr des Christen S. 26).

Was Herrmann da sagt, ist nicht neu, aber neu ist es, daß Herrmann die Wahrheit, daß Gott nur in Christo zu finden sei, zu ihrem vollen Rechte kommen läßt, neu und überraschend ist die Beweisführung, die er dafür antritt. In der That: Wenn unser Glaube an Gott sich auf eine Thatsache gründete, die unumstößlich in der Geschichte vorhanden ist und die kein sittlich denkender Mensch anders denn als eine Kundgebung, d. h. Selbstoffenbarung Gottes verstehen kann, wenn diese Thatsache uns innerlich überwindet und imstande ist, uns in ein neues Leben zu versetzen, dann haben wir eine Gewißheit unsers Glaubens, wie sie größer nicht zu denken ist. Die sichersten Grundlagen unsers Wissens sind Thatsachen, die wir erleben. Thatsachen überwinden uns und durchbrechen rücksichtslos unsre gepflegten Vorstellungen. Auf dem Gebiete der Religion aber, als der mich am tiefsten berührenden, praktischsten Angelegenheit, bedarf ich des höchsten Maßes von Gewißheit, denn ich werde mein Leben nicht nach Zielen einrichten und nach Gesetzen regeln, deren wirkliches Recht und deren Wahrheit mir zweifelhaft sind. Darum fordere ich Thatsachen, und zwar Thatsachen, die ich selbst erleben kann. Ja so kritisch muß ich zu Werke gehen, daß ich in menschliches Denken und Thun hier den vollkommensten Zweifel setze. „Ueber alle unsre Gedanken von göttlichen Dingen kann sich der Zweifel legen, ob wir mehr als ein Gebilde unsers Fürchtens und Hoffens daran haben.“ Soll ich Gottes gewiß sein, so muß er selbst durch eine Thatsache diese Gewißheit in mir erzeugen, ich muß sie als sein Werk erkennen, indem ich in ihr Gott erlebe.

Eine Thatsache kann in doppelter Weise auf mich wirken: entweder sie weckt in mir Gedanken, Vorstellungen, Schlüsse, oder sie weckt in mir ein bestimmtes Erlebnis. Im erstern Falle ist die Thatsache mein Gegenstand, im andern bin ich ihr Gegenstand. Auch eine Thatsache, die mir zum Erlebnis geworden ist, wird Gedanken und Vorstellungen in mir wachrufen, aber diese erhalten ihren Wahrheitsgehalt nur durch das vorausgehende oder sie begleitende Erlebnis.

Wenden wir das auf unsern Gegenstand an! Es kann Thatsachen geben, die mir den **Gedanken** an einen Gott nahelegen, es kann andre geben, welche mir **Gott selbst** nahebringen. Viele behaupten, daß ihnen den erstern Dienst die Thatsache der Naturordnung thue; sie behaupten, durch die Betrachtung der Natur zur Annahme eines Gottes gezwungen zu werden. Aber sie mögen sich nicht einbilden, so fromme Schauer sie auch bei dem erhabenen Gedanken dieses höchsten Wesens ergreifen, thatsächlich in diesem Gottesgedanken Gott selbst zu haben: sie haben nur einen Gedankengott, einen Götzen, den sie sich mit ihren Kräften selbst gemacht haben, ja vielleicht selbst weniger als einen Götzen, weil sie von ihrem Naturgott nicht einmal etwas erwarten zu dürfen meinen. Gewiß wird dieser Gott, selbst nur das Produkt menschlicher Gedanken, den Menschen nicht von seiner Endlichkeit und seiner sittlichen Not befreien. Ferner entbehrt dieser Gottesgedanke jeder Gewißheit, denn alle abgeleiteten Gedanken tragen als Menschenwerk den Stempel des Lückenhaften und Unsichern an der Stirn. Nicht zum wenigsten von Naturforschern ist gegen dieses „höchste Wesen“ Einspruch erhoben worden.

Was ich brauche, ist also eine Thatsache, die nicht für mich nur Gegenstand verstandesmäßiger Ueberlegung ist, sondern deren Gegenstand ich selbst bin, die sich selbst auf mich richtet, die ich erlebe und die mich so Gottes gewiß macht. Wenn es eine Thatsache giebt, die imstande ist, mich über mich selbst, über meine Sünde und meine Ohnmacht hinüber zu heben, mir das Bedürfnis nach vollkommenem Leben zu erfüllen, so werde ich diese Thatsache nicht anders denn als eine Gottesoffenbarung an mich verstehen können, die so gewiß ist, als eben ein Erlebnis für einen Menschen sein kann. Indem mich Gott also berührt, macht er mich seiner gewiß. Das, so behaupten wir, leistet aber die Thatsache, daß Jesus Christus in dieser Welt gestanden hat. Diese Thatsache wird mir zu einem Erlebnis, wodurch ich, um es kurz auszudrücken, Frieden finde, und so erlebe ich in Christo Gott.

Gewiß wird diese mir zum Erlebnis gewordene Thatsache in mir gewisse Gedanken hervorrufen, aber diese Gedanken sind nur dem als wahr verständlich, der dieselbe Erfahrung gemacht hat. Dieser Art sind alle Lehren der heiligen Schrift, auch die Lehren von Gott.

Das vergessen die, welche die Offenbarung Gottes zu einer **Belehrung Gottes über sich selbst** durch die heilige Schrift machen. Sie fordern um der Göttlichkeit der Schrift willen Unterwerfung unter diese Lehren. Damit kommt es aber nie zu einer innern Gewißheit. Denn die Gotteslehre der Schrift, daß nämlich Gott sich liebevoll jedes seiner Kinder annehme, daß er Sünden vergebe, daß er sich in einem Menschen geoffenbart habe, widerstrebt gänzlich der gesunden Vernunft. Lehren geben nur dann Gewißheit, wenn sie mit der Kraft von Thatsachen auf uns wirken, wie z. B. mathematische Lehren; diese tragen das Zeugnis ihrer Wahrheit in sich; sie stimmen mit unsern Denkgesetzen von vornherein überein. Derart sind aber die Gotteslehren nicht. Aber auch ganz abgesehen davon, selbst wenn diese Lehren uns ohne weiteres einleuchteten, so bemerkt Herrmann mit Recht, daß uns dann doch selbst überlassen bliebe, uns die Gewißheit eines wirklichen Verkehres Gottes mit uns zu verschaffen. Ein solches menschliches Streben kann den Zweifel nicht überwinden. Und auch aller gute Wille, sich

solchen Lehren zu unterwerfen, führt zu nichts, und es kommt höchstens zu einem Selbstbetrug, bei dem der Mensch schließlich in die Leichtfertigkeit gerät, sich sein Fürwahrhalten als eine besondre Leistung vor Gott anzurechnen. Solcher Glaube ist deshalb sogar ein gefährliches Ding, das den Menschen in das Gegenteil aller wahren Frömmigkeit, in die Selbstgerechtigkeit hineintreibt. Der einzig sichere Weg also zur Gewißheit muß der sein, daß Gott in einer Thatsache an mich herantritt, mir selbst den Glauben abzwingt, sodaß ich weiß, dieser Glaube mit seiner Gewißheit ist nur sein Werk. Das, so behaupten wir, leistet die geschichtliche Erscheinung Jesu Christi. Wie geht das zu?

Wie ein Mensch durch Christus zu Gott kommt, das hat Herrmann an verschiednen Stellen ausgeführt. An dieser Ausführung hängt nun auch unser ganzes Interesse. Allerdings hat Herrmann Recht, wenn er sagt, daß es auf jene Frage eine erschöpfende Antwort nicht geben könne, und wenn man noch so viele Worte machte. „Aber dennoch läßt sich mit wenigen Worten ganz genau sagen, wodurch uns Jesus die Offenbarung Gottes wird.“ (Offenbarung S. 22.)

Ehe wir aber Herrmann in dieser Beziehung weiter hören, lassen wir uns von ihm sagen, daß allerdings nicht jeder schlechthin im stande ist, an Christus diese Erfahrung zu machen. Es muß uns die „Anfechtung“ gekommen sein, wie er sich ausdrückt (ebenda S. 4 f.):

Das Wesen der Anfechtung besteht darin, daß wir uns unglücklich fühlen. Das sind die Angefochtenen, die in allen Regionen ihrer Existenz nichts entdecken können, was sie im Innersten zufrieden machen könnte. Aus jeder Freude, welche die Welt spendet, fallen sie in die unheimliche Stimmung zurück, in welcher ihnen alles eitel vorkommt. Durch den Druck der Welt, durch Krankheit, Nahrungssorgen, Verkehr mit unausstehlichen Menschen werden ihre Kräfte nicht gespannt, sondern aufgelöst.

Nun diese Angefochtenen, dem Tode Verfallenen, im Tiefsten Unglücklichen sind wir selbst, wenn uns die Offenbarung ferne bleibt, die die Quellen unsers persönlichen Lebens mit Licht und Wärme durchdringen kann. Jene Leidenslast der Menschheit erfährt sogar bei uns Christen noch eine eigentümliche Steigerung. In uns arbeitet nicht nur wie in allen Menschen der unruhige Lebenstrieb, an dem das Leiden empfunden wird, sondern in uns dämmert auch eine Ahnung davon auf, in welcher Form allein wahrhaftiges kraftvolles Leben möglich wäre. Denn wir sind dazu erzogen, das Gute in seinem ewigen Anrecht an unsern Willen zu verstehen, und wir wissen daher recht wohl, daß nur der Weg des Gesetzes ein Weg des Lebens sein kann. Daraus ergiebt sich für den Christen, der sich in der Anfechtung befindet, der unerbittliche Schluß, daß er, der in seinem Innersten keine rechte Freude spürt, es auch nicht besser verdient hat. Zu der Anfechtung durch die Not gesellt sich also bei dem Christen die Anfechtung durch das innre Selbstgericht der Schuld; zu dem Ueberdruß an der Welt kommt bei uns der Ueberdruß an uns selbst. Wenn uns irgend etwas aus diesem Todeszustande wieder ausbrächte, dann könnten wir das doch wahrlich mit dem Prophetenwort begrüßen: „Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht.“ Was uns in solcher Lage und in solcher Weise als etwas nie Erlebtes vorkäme, das könnten wir mit innrer Wahrhaftigkeit Offenbarung nennen. Denn dadurch wäre die Welt und wir selbst für uns verändert. Wir hätten nicht nur einen Zuwachs an Kenntnissen bekommen, sondern eine neue Art, alle Dinge zu sehen, einen neuen Sinn und Mut. Was das an uns bewirkt, das ist Offenbarung. (Offenbarung S. 4.)

Diese Anfechtung des richtenden Gewissens wird nun zunächst durch den Eindruck der Erscheinung Jesu nur verstärkt. Während sonst jede sittliche Persönlichkeit, indem wir zu ihr aufblickend uns an ihr erheben, uns doch Schatten und Verkehrtheiten zeigt, sodaß wir zugleich eine Art Enttäuschung erleben, indem sie dem Ideal, das wir in ihr vorzufinden meinten, doch nicht gleichkommt, so ist dies bei der Gestalt Jesu ganz anders. Ginge es uns mit ihm, wie mit andern, so gäbe es kein Christentum in der Welt. Je näher wir diesem Jesus kommen, desto mehr wird er der Ausleger unsers Gewissens, desto empfindlicher wird uns der Abstand, der uns von ihm trennt.

Was der Sinn des sittlichen Gebotes sei, was gut, was sittliche Kraft und Fülle sei, das meinen wir zum ersten Male zu erblicken, wenn uns für ihn die Augen aufgehen. Der felsenharte Wille, den wir da suchen, wo wir Vertrauen schenken wollen, ist uns sichtbar in seiner völligen Freiheit von Menschenfurcht, in seiner geistigen Freiheit von Todesfurcht. Die Fülle geistigen Lebens, nach der unsre Seele verlangt, erscheint uns in der Art, wie er liebt und wie er haßt. Er liebt die, die seiner bedürfen, und er haßt die, die den Bedürftigen hemmen und verkommen lassen. Ueber ihn wächst das sittliche Ideal nicht hinaus. Denn er macht es uns anschaulich als etwas Unerschöpfliches, das unsre Herzen und Sinne packt und uns aufs tiefste fühlen läßt, wie weit wir selbst davon entfernt sind.

[Aber] derselbe Mann, der für die durch ihn getroffenen Menschen zum Richter, zum Gewissen wird, nimmt sich mit einer geduldigen Liebe ohne gleichen dieser Menschen an. Indem er durch die einfache Gewalt seines persönlichen Lebens den Sünder unsicher macht, giebt er ihm zugleich einen Halt durch seine Freundlichkeit. Die Menschen, die durch ihn dazu gebracht wurden, es schmerzlich zu empfinden, wie es um sie stand, fühlten sich deshalb dennoch zu ihm hingezogen. So vergab er damals die Sünden. Er, vor dessen Auge das ungeheure Elend der Menschheit aufgerollt ist, ihre tiefe Lieblosigkeit und Willensschwäche, hat dennoch die ruhige Zuversicht, er könne die Menschen aus der Hölle reißen, die sie sich selbst in ihrem Innern für jetzt oder für künftige Zeit bereitet haben. An dem Vorabend eines grauenvollen Todes, mitten in dem sichtbaren Untergange seines Werkes hat sein sittliches Zartgefühl ihn nicht verhindert, jene Worte zu sprechen, die sein Zutrauen zu seiner eignen Kraft und Bedeutung durch die Geschichte tragen. Er sagt in diesen Worten, der Rückblick auf seine Person könne alle Menschen nach ihm von ihrem innern Unfrieden, von der Last der Schuld befreien. So verschafft er jetzt und für alle Zeiten allen denen Vergebung der Sünden, welche ihn beachteten, seinen Ernst und seine Güte empfanden und so von seiner Zuversicht zu sich selbst überwältigt wurden. (Evangel. Glaube S. 20.)

Wer diesen Eindruck der Person Jesu auf sich wirken läßt, der wird unmittelbar von einer Lebensmacht berührt, die ihn über sich selbst mit seiner Sünde und über die ganze Welt emporhebt, der erlebt etwas, wogegen alle andern Erlebnisse wie Schatten und Spiel erscheinen, wodurch aber alle Erlebnisse eine neue Bedeutung und Kraft gewinnen. Diese Macht ist Gott. Also: nicht etwa ist es so, daß wir zum Gottesglauben gezwungen werden, weil uns die geschichtliche Gestalt Jesu Christi unverständlich bleibt, wenn wir annehmen wollen, er habe in seiner Zuversicht auf den Gott der Liebe nur einer Täuschung sich hingegeben, — dann beruhte unser Gottesglaube auf einer Reflexion, und es bliebe uns immer noch die Frage übrig, ob denn der Gott Jesu Christi auch unser Gott sei. Vielmehr treten wir in Christo mit Gott selbst in Verkehr. Wir erleben Gott an ihm und in ihm. Und zwar ist das gar nichts Zufälliges. Christus verhält sich dagegen gar nicht gleichgiltig, ob ich dieses Erlebnis mache oder nicht, er läßt es nicht darauf ankommen, sondern ausdrücklich bekennt er, dazu überhaupt in die Welt gekommen zu sein, um durch seine Person, sein Leben und Sterben den Menschen das Vertrauen zu einem gnädigen Gott abzuzwingen. Er selbst ist, wie oben gesagt, von der festen Zuversicht durchdrungen, das auch zu leisten für alle Zeiten.

Es kann deshalb keiner uns den Vorwurf machen, wir machten aus Christus etwas, was sich mit seiner geschichtlichen Wirklichkeit nicht vertrüge. Zu dieser gehört vielmehr der Anspruch, der Offenbarer Gottes, der Bringer des Gottesreiches zu sein und als der Sohn Gottes erkannt zu werden. Und noch eins tritt hinzu, mich vor dem Vorwurf der Subjektivität zu schützen. Ich nicht allein mache mit Christus diese Erfahrung, sondern Ungezählte. Er sammelt noch heute um sich eine Gemeinde, die durch ihn mit Gott verkehrt.

So ragt in Christus nicht nur Gott als eine wirkliche Macht in die Welt herein, sondern diese Macht berührt mich als Liebe und Treue; ich kann Gottes nicht gewiß werden, ohne zugleich seiner Gnade gewiß zu werden, denn Gott ist Gnade und Liebe. Und es ist thatsächlich so, daß das Evangelium, in Christus verkörpert, die Antwort sein will auf diese Frage: Wie werde ich Gottes gewiß?

Allerdings ist dieses beschriebene Erlebnis nicht ein auf eine bestimmte Zeit abgegrenztes. Denn indem uns dieser Gott zum Leben im Ewigen, weil zum Leben im Guten bringt, wir aber unvollkommene Anfänger in diesem ewigen Leben bleiben, bis erscheinen wird, was wir sein werden, so bedarf unser Glaube der steten Vergewisserung, er muß immer wieder zu seiner Quelle, Christus, zurückkehren, um sich in voller Reinheit und Kraft zu erhalten. Darum giebt es für uns keinen andern Glaubens- und Lebensgrund als Christus. P D

Bilder aus der Kirche der Wüste
1715—1792

3

Im Hafen von Marseille (wie in denen von St. Malo, Brest, Bordeaux, Dünkirchen) lagen die königlichen Galeeren; der Ruderdienst darauf war eine der härtesten Strafen, welche die Verbrecher treffen konnten, und zu diesen wurden die Protestanten gerechnet. Wer hier eintrat, an dem mochte sich das vielgebrauchte Wort Dantes wahrhaft erfüllen: Lasset alle Hoffnung schwinden; sie waren die Aufenthaltsorte der ruchlosesten Verbrecher, des Abschaums der Menschheit, solcher, die man vom Tode begnadigt hatte, weil der Ruderdienst sie bedurfte. In diesen Kreis, wo man nur Fluch- und Scheltworte hörte, wurden unzählige unglückliche Protestanten hineingestoßen; die einen hatten ihr Vaterland wider das Verbot verlassen wollen und waren dabei ergriffen worden, andre waren wegen Teilnahme an einer religiösen Versammlung verurteilt oder hatten gelehrt, Psalmen zu singen, oder einem Geistlichen Herberge gegeben oder Meßnereidienste geleistet oder ihre Ehe in der Wüste einsegnen lassen. Kein Alter schützte vor dieser Strafe. 1741 wurde Alexander Chambon trotz seiner 61 Jahre auf Lebenszeit eingesperrt. Stephan Galzy war gar 71 Jahre alt, als er dorthin wanderte. Glücklich der, den ein früher Tod von den Leiden dort befreite; selten war die Strafe auf eine bestimmte Anzahl Jahre beschränkt, meistens währte sie die Lebenszeit. Es kam sogar, und nicht selten, die barbarische Ungerechtigkeit vor, daß solche, deren Strafzeit abgelaufen war, oder die auf der Begnadigungsliste standen, nicht freigegeben wurden, weil man die Hoffnung hegte, daß sie sich bekehren könnten!

Welchen Entbehrungen, welchen entsetzlichen Qualen waren die Gefangnen ausgesetzt! Schon auf dem Wege dazu begannen sie. In den Ortsgefängnissen wurden die Gefangnen zurückbehalten, bis von einer Provinz, von einem ganzen Landstrich genügend vorhanden waren, um die „Kette,“ wie man sagte, zu bilden. Oft durch halb Frankreich ging die qualvolle Reise; von Metz bis Marseille mußte z. B. ein junger Züricher, der einem Geistlichen zur Flucht verholfen hatte, mit. „Da nahmen sie mich, schreibt er, zu den 225 andern und schmiedeten uns je zu zwei und zwei zusammen wie die Ochsen mit einer fünf Fuß langen Kette, in deren Mitte ein großer Ring war, durch den eine erschrecklich lange Kette gezogen wurde, sodaß alle 225 daran waren. Kamen wir dann abends in einen Stall zum Uebernachten, so mußten alle zugleich niedersitzen und aufstehen, damit die Kette nicht Schmerzen verursache. So gingen wir alle Tage drei bis vier Stunden, denn die Kette war schwer.“ Als sie in Marseille ankamen, waren fünfzig den Strapazen der Reise erlegen. Kahl rasirt, das rote Hemde tragend, mit dem Fuße durch eine Kette an die Ruderbank gefesselt, saßen die Unglücklichen je zu fünf oder sechs auf einer Bank des Schiffes, dort verrichteten sie ihr hartes Tagewerk, mit Anstrengung aller Kräfte die fünfzig Fuß langen Ruder gleichmäßig zu heben und zu senken. Hageldicht regneten die Schläge der rohen Aufseher auf die Schultern der Ruderer; jedem Sonnenbrande, jedem Sturme, jeder feindlichen Kanonenkugel waren sie wehrlos preisgegeben. Auf der hohen See wurde oft tagelang nicht gekocht und ihnen nur von Zeit zu Zeit ein Bissen Brot, in Wein getaucht, in den Mund geschoben. Wehe dem, der sich ein Vergehen zu Schulden kommen ließ, die schrecklichste Bastonade zerfleischte seinen Rücken!

Und gerade auf die Anhänglichkeit zur reformirten Religion stand die Galeere: Ludwig XIV. wollte seine Unterthanen bekehrt haben; alle Mittel wurden aufgeboten, sie zu diesem Schritte zu bringen. Die Schiffsgeistlichen, die jesuitischen Missionare, welche die Gefangnen besuchten und bei ihnen Gottesdienst hielten, sparten Versprechungen und Drohungen nicht. Aber von den 2224 protestantischen Galeerensträflingen, deren Namen uns aufbewahrt sind — die Liste ist fürwahr lang genug, aber gewiß nicht vollständig —, heißt es nur von sehr wenigen, sie seien freigelassen worden, weil sie übertraten; manche wurden auch Soldaten und wurden dadurch frei. Viel größer ist die Zahl solcher, deren Leben die kurzen, aber inhaltschweren Worte schließen: Gestorben im Elend, in der Strafe (mort à la peine). Das Empörendste von allem aber war, daß man die Protestanten zwang, wenn die Messe gelesen wurde, ihre rote Sträflingsmütze abzunehmen oder sonst ihre Verehrung zu bezeugen. Da zeigte sich auch die heroische Kraft des Glaubens bei diesen Unglücklichen; die härtesten Strafen erduldeten sie lieber, als dies Opfer zu bringen; so die Gebrüder Serre, dann Damoyn, Bourquet, Morin, Hostalet, Cascle und andere.

Aber auch mitten in diese Hölle auf Erden leuchtete das menschliche Erbarmen hinein, und es ist recht wohlthuend, nach so manchen Greueln sich auch an einem lieblicheren Bilde erfreuen zu können. Die Zerstreuung der ausgewanderten Hugenotten in alle Gegenden der Welt nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes (1685) hatte die lebendige Teilnahme der Protestanten aller Zungen und Völker geweckt, wie, so viel mir bekannt, sonst kein ähnliches Ereignis. Die Flüchtlinge standen in zwar verbotenem, aber um so eifrigerem Verkehr mit ihren zurückgebliebnen Glaubensgenossen; auch sie bedrückte das traurige Los der Sträflinge wie ein Alp, sie versäumten daher nicht, ihnen Unterstützung zukommen zu lassen und ihre Klagen und Leiden der übrigen protestantischen Welt so laut als möglich kund zu thun. Seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts flossen die Unterstützungen; von einzelnen Personen, von Vereinen, die sich in den Schweizerstädten, in Berlin, Rotterdam, London, Haag und andern Orten bildeten, wurden Gelder gesammelt und den Aermsten zugesandt. In Genf war Professor Calandrini, in Basel Wehrenfels, in Zürich Geßner und Ott unermüdlich für die Galériens thätig, die Professoren Maurice, Turrettini, Lullin waren ihre würdigen Nachfolger. In Marseille Fräulein Marie Aymar, in London die Damen Favin und Temple, in Canterbury der Erzbischof Wake, in Genf Fräulein Gozon, in Rotterdam Frau Paray — das sind Namen, die sich unauslöschlich in das Gedächtnis der Sträflinge eingegraben haben. Kirchenkollekten, Sammlungen unter Bekannten wurden veranstaltet; an den Orten, wo die Bagnos waren, bildeten sich Komitees, welche die Verteilung der Gelder vornahmen. Lebhaft erinnern diese zahlreichen Vereine (société de charité, société de secours pour les fidèles affligés) an unsern Gustav-Adolf-Verein. Die Aufseher vor allem drückten ein Auge zu, wenn man ihren Sträflingen Geld zusandte, floß doch das meiste wieder in ihre stets offenen Hände. So duldeten sie, daß sich die Sträflinge manche Erleichterung verschafften; selbst Erbauungsbücher, Neue Testamente und ähnliches wurden ihnen zugeschmuggelt. Ich bin zufrieden, schreibt Jean Paul Espinnas, der im Jahre 1740 zu lebenslänglicher Einsperrung verurteilt worden war, weil er einem Geistlichen Unterkunft gegeben hatte, wenn ich mein Brot habe; zu Fisch und Fleisch reicht es nicht, dies ist zu teuer.

Die größte Wohlthat war für die von der Welt Ausgestoßenen die Möglichkeit, mit den Ihrigen, mit denen, die sich ihrer annahmen, Briefe zu wechseln. Eine stattliche Reihe derselben ist auf unsre Zeit gekommen; in den reformirten Familien Frankreichs werden sie sorgfältig aufbewahrt als kostbare Denkmale eines heldenmütig ertragnen Martyriums, als die traurigen Erinnerungen an eine furchtbare finstre Vergangenheit, aus welcher der Glaube und die Liebe der Dulder in um so hellerm Lichte hervorstrahlen. Keine Verwünschungen gegen ihre Peiniger, kein Verzweiflungsschrei gegen Gott und ihre Mitmenschen, keine trostlosen Klagen über ihr Unglück lesen wir hier, sondern einfache schmucklose Schilderungen ihres Zustandes, Dank gegen die Freunde; aus Gottes Wort und ihrem Glauben schöpfen sie die Ergebung, die sie auszeichnet. Der Glaube, an dem mein Heil hängt, schreibt einer der beiden Brüder Serre, tröstet mich über alles. Sei ruhig und habe Geduld, schreibt jener oben erwähnte Espinnas an seine Frau, die nach Lausanne geflüchtet war.

Daß ihre Befreiung und Erlösung das letzte Ziel ihrer Wünsche war, wer wollte ihnen dies verargen! Sie baten ihre Glaubensgenossen in der Freiheit inständig darum: und diese thaten alles, um es zu erreichen. Als der spanische Erbfolgekrieg seinem Ende sich zuneigte, wurden die größten Anstrengungen zu ihrer Befreiung gemacht. Die Réfugiés, die evan-

gelischen Orte der Schweiz, König Karl XII. von Schweden, die Kurfürstin Sophie von Hannover, König Friedrich I. von Preußen, die Generalstaaten in den Niederlanden vereinigten ihre Anstrengungen mit denen der Königin Anna von England, auf welche am meisten ankam (ein Flüchtling, der Marquis von Rohegude, besuchte die Höfe und gewann nach Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten die Mächtigen der Erde für die Sache), und es gelang, 136 Sträflinge loszubekommen. Am 17. November 1713 wurden sie unter der Bedingung der Auswanderung entlassen. Wie in einem Triumphzuge wurden die Märtyrer in der Schweiz empfangen; Geistlichkeit und Magistrat, von allem Volk begleitet, ging ihnen entgegen; reichlich bewirtet und beschenkt zogen sie weiter, um an andern Orten dieselbe Gastfreundschaft zu genießen. Während der Regierung der Königin Anna wurden im ganzen 221 Sträflinge losgebeten; die protestantischen Fürsten, besonders auch Friedrich Wilhelm I., erbaten sich später die Befreiung einzelner bei Gelegenheit als eine Rücksicht auf ihre Konfession, die Frankreich wohl oder übel gewähren mußte. Allmählich — und es ist dies einer von den unerfreulichsten Zügen in diesem Gemälde — hatte sich eine Art Menschenhandel gebildet: gegen eine bestimmte Summe, die mitleidige Liebe zusammenbrachte, wurden die als Verbrecher Verurteilten freigegeben. 1755 wurden drei Männer freigelassen, jeder um den Preis von 1000 Livres. Jener Espinnas schreibt im Mai 1740, er werde bald frei werden, man habe, wie er höre, 100 Pistolen (1000 Livres = 3000 Mark nach jetzigem Geldwerte) für ihn und ebenso viel für seine Kameraden zusammengebracht; 23 Jahre mußte er noch harren, bis die Hoffnung in Erfüllung ging und er begnadigt wurde (25. Januar 1763). Als junger Mann von 31 Jahren hatte er den Kerker betreten, ein gebrochener, hilfloser, arbeitsunfähiger Greis verließ er ihn. Unter den 42 Freigelassenen, die im Jahre 1714 durch Bern kamen, waren drei Greise von 65, 72 und 75 Jahren, im ganzen waren neun 60jährige Männer dabei und von den andern einer blind und einer geisteskrank. Eine der schönsten Seiten evangelischer Liebesthätigkeit offenbarte sich in den reichlichen Pensionen, die diesen Bedauernswerten von den Hilfsgesellschaften zugewendet wurden. Anton Riaille und Paul Achard waren die letzten, welche diese Marterstätte verließen. 1775 wurden sie endlich freigegeben, man hatte sie einfach — vergessen. 32 Jahre waren sie dort gewesen, und der Marineminister wußte gar nicht mehr, daß noch Protestanten der Religion wegen auf den Galeeren seien, bis der Banquier Aymar in Marseille, Voltaires Freund, ihn daran erinnerte und ihre Befreiung erwirkte.

Mit Recht nannte Court diese Märtyrer „die Zierde und den Ruhm der Kirche“; die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, sie zu trösten und zu ermahnen, gestaltete sich auch für ihn zu einer Quelle der Erbauung und Belehrung. Damals waren ungefähr 150 Sträflinge auf den verschiedenen Schiffen. Monate lang hielt er fast täglich mit ihnen kleine Versammlungen in den niedern dumpfen Kammern unter dem Verdeck der abgerüsteten Galeeren. Die Macht des Geldes ermöglichte den Protestanten, sich dabei einzufinden; selbst ihre geliebten Psalmen stimmten sie leise an, und seltsam klangen die schönen Melodien in das Klirren der Ketten, das vom Verdeck herabtönte. Sogar das Abendmahl scheint er mit ihnen gefeiert zu haben. Besonders den Umgang mit Baron Salgas rühmt Court, und wir werden schwerlich irre gehen mit der Vermutung, daß die Gespräche mit dem edlen, verständigen Manne, der die kalvinische Kirche noch in ihrer ganzen Blüte geschaut hatte, wesentlich dazu beitrugen, die Pläne, mit denen sich der junge Prediger trug, zu klären. Denn in dieser „Mußezeit“ in Marseille ergänzte Court nicht bloß die Lücken seiner Bildung, die er selbst nur allzu schmerzlich empfand, auch seine Gedanken über die beste Art, die Kirche der Väter wieder zu erneuern, gewannen klare, feste Gestalt. Wie einen Wink der Vorsehung betrachtete er die Aufforderung, die ihm Pierre Corteiz zukommen ließ, die Gläubigen seiner Heimat zu besuchen, die ihn als ihren Pfarrer betrachteten und mit Ungeduld erwarteten. Als er im Frühjahr 1715 seine apostolische Wanderung wieder begann, als er bei seinen Zuhörern den alten Beifall und unter den andern

Predigern tüchtige Genossen, z. B. Pierre Corteiz und Jacques Roger fand, da machte er sich unter dem Eindruck jener schrecklichen königlichen Ordonanz an das eigentliche Werk seines Lebens. Es galt nicht bloß den schwach glühenden Funken des protestantischen Glaubens bei dessen Bekennern zu beleben, nicht bloß da und dort Versammlungen zu veranstalten, Predigt und Abendmahl zu halten, Bibeln, Neue Testamente, religiöse Bücher aller Art zu beschaffen, es galt noch weit mehr: die feste kirchliche Ordnung, die vollständig in Vergessenheit geraten war, mit Aeltesten und Synoden wieder herzustellen, die französisch-protestantische Kirche, wie sie vor 1685 bestanden hatte, zu erneuern, aber ohne Krieg, ohne Gewaltthätigkeiten.

Th Sch

Drei Monate Fabrikarbeiter und Wandergeselle

3. Meine Arbeitsgenossen und die Sozialdemokratie

Erste Hälfte

Es ist meine nächste Aufgabe, ein Bild der Menschen zu geben, die der Gegenstand meiner Beobachtung waren. Man verzeihe, daß es in diesen Blättern nur eine flüchtige Skizze bleiben muß. Ich habe freilich in meinem ersten Aufsatze mehr, das ganze Material versprochen; und danach waren auch die zwei vorhergehenden Artikel angelegt. Aber ich muß heute bekennen, daß ich bisher nicht in der Lage war, das überreichliche, jedoch — weil aus lauter kleinen und einzelnen Zügen bestehend — etwas spröde Material schon zu bewältigen. So ist die nachfolgende Charakteristik unter dem Drucke der Wochenschrift entstanden, weder vollständig, noch in ihrem Urteile abgeschlossen. Sie begnügt sich damit, in großen Umrissen nur wenige besonders augenfällige und darum jedenfalls auch schon bekanntere Züge zu geben; sie ist zum großen Teil aus der Erinnerung, als erster unmittelbarer Eindruck niedergeschrieben; sie ist darum auch entsprechend kurz und durchaus einseitig, indem sie die Arbeitsgenossen nur unter dem einen Gesichtspunkte sieht: Was hat die Sozialdemokratie aus ihnen gemacht? Eine erschöpfende Darstellung muß ich für die größere Arbeit aufsparen, mit der ich beschäftigt bin. Doch glaube ich, daß das im Nachstehenden Gegebene immerhin als ein Hintergrund und notwendiger Uebergang zu einer Reihe von Artikeln genügen wird, die in zwang- und zusammenhangsloser Folge einzelne kleine, in sich geschlossene Schilderungen, Erlebnisse, Gespräche u. s. w. in diesen Blättern bringen soll.

Der Ausgangspunkt zur Beurteilung meiner Arbeitsgenossen ist auch für mich die Kenntnis ihres ungefähren Einkommens. Ich bin freilich nicht der wunderlichen Ansicht der sozialdemokratischen Doktrinäre, nach der die jeweilige materielle Lage die geistige und sittliche Kraft des Menschen durchaus und allein bedingen soll. Ich nehme auch nicht den Standpunkt der Mehrzahl unsrer denkenden Großkaufleute und Industriellen ein, die, meist ohne geschichtlichen Ueberblick, ohne Kenntnis der geistigen und ethischen Bewegung unsrer Zeit und durch ihr Geschäft gewohnt, in erster Linie stets nur die materielle Seite, den produktiven Wert der Dinge zu sehen und zu schätzen, auch die ganze soziale Frage von heute nur als eine Magenfrage zu beurteilen pflegen und nur in diesem Sinne mit ihr sich abzufinden suchen. Ich behaupte vielmehr so nachdrücklich wie möglich, daß nach allen meinen Erfahrungen die Lohnfrage nur einer, nicht einmal der bedeutendste, gewöhnlich der anstoß-, keinesfalls der ausschlaggebende Faktor der ganzen sozialen Bewegung ist, und ich müßte es für das größte Verhängnis ansehen, wenn unsre Besitzenden und, durch ihre „sach-“ aber nicht immer menschenkundige Autorität beeinflußt, auch unsre Gebildeten in Zukunft zu einem andern Urteil sich zu erheben nicht imstande oder nicht gewillt sein würden. Es ist natürlich richtig, daß die Agitation der großen und kleinen sozialdemokratischen Führer immer bei der materiellen Not der Arbeiter einsetzt, und, wo keine herrscht, sie den Leuten doch einzureden versucht; aber das, was die großen Massen der Arbeiter nun schon seit Jahrzehnten sozialdemokratisch begeistert, was gerade die bestgestellten und nachdenk-

samsten Kreise unter ihnen wunderbar fest im Lager der sozialdemokratischen Partei gefesselt hält, ist nach meinen Erfahrungen diese Lohnfrage nicht, wenigstens nicht allein.

Hier spielen ganz andre Ursachen herein, die freilich fast so zahlreich und von ebenso verschiedner Art und Weise sind, als die Menschen, aus denen sich die vielen einzelnen Arbeitergruppen notwendig zusammen setzen müssen. Nicht die geringste Ursache davon ist das rücksichtslose, einseitige Eintreten der sozialdemokratischen Führer für die Sache der Arbeiter, das, wie es gar nicht anders sein kann, gerade die Notleidenden in deren Bann zwingt, die letzte und oberste aber doch die heiße Sehnsucht des Volkes nach größerer Achtung und Anerkennung, größerer geistiger Freiheit und, im Gegensatz zu der politisch-formellen, auch größerer sozialpraktischer Gleichberechtigung, der Glaube an eine trotz allem mögliche bessere Ordnung der wirtschaftlichen Produktion und die dunkle Ahnung, daß gerade der jetzt zur Selbständigkeit erwachende Arbeiterstand am ersten berufen sei, diese durch den demokratischen Druck der parlamentarisch heute schon hoffähigen Masse heraufzuführen. Gerade diese ideale Ansicht von den letzten treibenden Kräften in der heutigen Arbeiterbewegung hat mir meine dreimonatliche Untersuchung trotz vielen trübseligen Erlebnissen doch nicht nur nicht geraubt, sondern im Gegenteil immer mehr bestärkt. Und darum ist es meine dringende Forderung, daß man diese edlen Momente, die sich doch unter allen Umständen in irgend welcher Form verwirklichen werden, nicht übersieht und es damit verschuldet, daß diese Form, dieser Weg die Revolution ist. Wenn in irgend einem Punkte, so stimme ich nach meinen Erfahrungen mit Brentano darin überein, daß die Gefahr der Arbeiterbewegung von heute nicht in dem Streben nach wirtschaftlichen und politischen Neugestaltungen, sondern darin liegt, wenn deren Einführung auf gewaltsamem und darum unsittlichem Wege erzwungen werden sollte.

Dies zu verhüten und nicht die Herrschaft des heutigen Kapitalismus um jeden Preis aufrecht zu halten, muß die erste Pflicht jedes Gebildeten sein, der ein Christ ist und sein Volk liebt. Die Revolution aber wird da sein, wenn die sittliche und religiöse Verwahrlosung der Arbeitermasse vollendet ist. Nur von ihr und nicht, wie namentlich die großindustriellen Kreise zu meinen scheinen, von einer, übrigens doch immer nur rein formalen, wirtschaftlichen Schulung der Arbeiter im rein sozialistischen oder gar kommunistischen Sinne ist jene zu fürchten. Damit hat die sozialdemokratische Agitation nach meinen Erfahrungen bisher eigentlich unendlich wenig Glück gehabt; und ich wiederhole es darum als den Leitsatz für das Nachstehende: den verhängnisvollsten Einfluß hat die Sozialdemokratie bis heute auf den geistigen und sittlichen Charakter der Arbeiter ausgeübt. Eben dies zu zeigen, ist auch ein Blick auf ihren Arbeitsverdienst geeignet.

Es muß dabei von vornherein an die Spitze gestellt werden, daß von materieller Not unter meinen Arbeitsgenossen nicht im geringsten die Rede sein konnte. Sie sind im Vergleich mit den erzgebirgischen Strumpfwirkern und den lausitzer Webern, auch schon mit Dresdner Zigarrenarbeitern eine gutgestellte Arbeiterklasse. Hier einige Zahlen dafür, die ich freilich nur von den Arbeitern selbst habe und für deren völlige Richtigkeit ich darum nicht eintreten kann. Denn es ist ungemein schwer, hierüber die volle Wahrheit zu erfahren. Jeder sucht seinen Verdienst vor dem andern zu verheimlichen, der eine, um durch seinen höhern Lohn nicht in den Geruch eines Schleichers und Günstlings zu kommen oder die Mitarbeiter nicht zu einer gleich hohen Lohnforderung zu veranlassen, der andre, der wenig verdient, aus Scham und Furcht vor dem Spott und der terrorisirenden Hänselei unvernünftiger, namentlich jüngerer Leute.

Mein eigner Lohn war unter den erwachsenen Arbeitern der niedrigste in der Fabrik; nach allen Abzügen für Strafgelder, Krankenkasse und ähnliches erhielt ich allvierzehntägig durchschnittlich 22 Mark, die übrigen Handarbeiter zwischen 24 bis allerhöchstens 30 Mark. Schlosser verdienten 32 bis 42 Mark, ebensoviel wohl die Mehrzahl der Bohrer und kleinern Dreher und Hobler, die nicht in Akkordlohn arbeiteten. Akkordarbeiter brachten es unendlich viel weiter, bis 50, 60 und noch mehr Mark in derselben Zeit. Der höchste Verdienst sollte nach übereinstimmenden Angaben vieler etwa 80 Mark für vierzehn Tage sein. Unter den „starken Verdienern," den Akkordarbeitern, sind auch viele junge Leute. So traf ich junge Leute mit einem angeblichen Mindestverdienst von hundert Mark auf den Monat. Alle diese Angaben können eher noch zu niedrig als zu hoch gegriffen sein. In einigen Maschinenfabriken soll der Lohn noch höher sein. Daraus geht in der That hervor, daß von „Not" in dieser Arbeitergruppe nicht die Rede sein kann, auch wenn man sich immer vor Augen hält, daß die angegebenen höchsten Zahlen nur für einen kleinen Prozentsatz der Arbeitsgenossen gelten, daß der Durchschnittsverdienst 80 bis 90 Mark im Monat sein mag. Daß man freilich auch mit einem Jahreseinkommen von neunhundert Mark — von seiner stündlichen Unsicherheit hier einmal ganz ebenso abgesehen wie von etwa eintretenden längern Krankheiten in der Familie oder von den Reserveübungen des Mannes — bei unsern hohen Nahrungsmittel- und Wohnungspreisen als Familienvater keine großen Sprünge machen kann, zeigt ein Blick in die wertvollen Arbeiterhaushaltpläne, die im Laufe dieses Jahres die Kölnische Zeitung gebracht hat.

Die Verwendung des Verdienstes ist bei den einzelnen Arbeitern durchaus verschieden. Wie in allen andern Punkten, so muß man sich auch hier streng hüten, die Arbeiter über einen Kamm zu scheren. Gewiß, ich habe vollständig verlotterte Hauswirtschaften, einen geradezu bodenlosen Leichtsinn des Mannes wie der Frau im Verbrauch eines oft hohen Lohnes gefunden. Aber ich habe ebenso oft eine Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit angetroffen, die bei den kleinern Verdienern geradezu als ein Kunststück bewundert werden muß und bei den Bessergestellten zu einer angenehmen Sauberkeit und einem gewissen Komfort im Hause geführt hat. Mir erzählte ein süddeutscher Weinhändler, daß er unter seinen Chemnitzer Kunden etwa vierzig Arbeiter, Gießer, Former, Schlosser u. s. w. habe, die von ihm jährlich ein Fäßchen Wein bezögen, seine treuesten Kunden und besten Bezahler seien, die ihm das Geld noch ins Hotel brächten. Und diese alle seien ausgeprägte Anhänger der Sozialdemokratie. Ich behaupte aus meinen Erfahrungen heraus, daß diese Vierzig in der Mehrzahl jedenfalls gute sparsame Hausväter und allergrößter Wahrscheinlichkeit nach keine Wirtshaushelden sind. Es erscheint daher nichts irriger als die Annahme, daß die Sozialdemokratie von vornherein ihre Anhänger wirtschaftlich verwahrlosen müsse. Ich kenne ausgesprochene Sozialdemokraten mit dem höchsten und niedersten Verdienst; unter ihnen waren ebensoviel Verschwender wie Sparsame in allen Abstufungen. Ich habe eine ganze Anzahl zielbewußter Sozialdemokraten angetroffen, die geradezu eine Ehre und ihren Stolz darein legten, in wirtschaftlich geordneten und vorwurfsfreien Verhältnissen zu leben. Es kommen meines Erachtens ganz andre Momente hier in erster Linie in Betracht: Erziehung, Herkunft, Charakter. Sind diese gut, dann wird der Mann, und mag er der überzeugteste Sozialdemokrat sein, ein geregeltes Hauswesen haben, einen ordentlichen Lebenswandel führen; sind sie schlecht, so wird er herunterkommen, auch wenn er, was in solchen Fällen nicht selten vorkommt, sich nicht um die sozialdemokratische Partei kümmert. Aber freilich ist es natürlich auch eine Thatsache, daß, sowie ein zur wirtschaftlichen Verwilderung geneigter Charakter der sozialdemokratischen Agitation sich mit Feuer in die Arme wirft, er noch viel eher und gründlicher sich abzuwirtschaften in Versuchung ist, als wenn er sich von diesem leicht verrohenden Parteigetriebe fernhält.

Ich habe mit diesen Worten bereits das eigentliche Gebiet meiner Erörterung beschritten, die Schilderung des Einflusses der sozialdemokratischen Agitation auf einen Kreis von Durchschnittsarbeitern begonnen.

Diese Agitation selbst ist eine durchaus planmäßige, kraftvolle und ins Einzelne gehende. Allwöchentliche große öffentliche Versammlungen für irgend eine beliebige Arbeitsbranche, meist nur schwach besucht, halten die Aufmerksamkeit der gesamten arbeitenden Bevölkerung für die „Arbeiterpartei" zunächst im allgemeinen lebendig. Sie sind der große Rahmen für die besondre Agitation in den einzelnen Stadt- und Vor-

stadtbezirken. Fast jede Vorstadt besitzt, und zwar nicht bloß bei herannahender Reichstagswahl, ihren sozialdemokratischen Wahlverein, dessen Mitglieder sich aus den überzeugtesten und zielbewußtesten Anhängern der Partei zusammensetzen. Der Wahlverein hat die Agitation für die Reichstags- und neuerdings auch Gemeinderatswahlen in der Hand; er stellt bei großen von Gegnern oder den eignen Führern einberufnen Wahlversammlungen stets eine nie fehlende Schar, die bei allen Gelegenheiten in blinder Treue nach bekanntem lärmendem Rezept die Partei ihrer Arbeiterredner ergreifen; er ist die Sammelstelle für die Parteigelder und die Hochschule für die jungen sozialdemokratischen Redner. Auf dem Evangelisch-sozialen Kongresse zu Berlin überraschte es vielfach, daß Pfarrer Weber von München-Gladbach über eine in Hamburg bestehende sozialdemokratische Rednerschule berichtete und für die evangelischen Arbeitervereine die Errichtung eines ähnlichen Instituts forderte. Thatsächlich hat, nach meinen Erfahrungen wenigstens, nicht nur Hamburg, sondern jede größere deutsche Industriestadt eine oder mehrere dieser Schulen. Jeder Wahlverein ist eine solche. In jenem, den ich ständig besuchte, der etwa 120 Mann stark war und aller vierzehn Tage seine Mitgliederversammlungen hielt, wurde nach einem Vortrage oder der Lesung einiger schwieriger Artikel aus der bisher Schippelschen Volkstribüne vom Vorsitzenden zur lebhaften Debatte aufgefordert und diese Aufforderung immer mit fast denselben Worten begründet: „Die Sitzungen unsers Wahlvereins sind in erster Linie der Debatten wegen da. Es wird gewünscht, daß jeder redet, jeder sich ausspricht. Und wenn dies in der kläglichsten Form geschieht, jeder ist sicher, nicht ausgelacht zu werden. Denn eben dazu sind wir allvierzehntägig hier zusammen, damit wir uns schulen, um in den großen Versammlungen mit Erfolg unsern Gegnern antworten zu können!" Welch ein Ernst des Strebens, welch ein Einsetzen von Kraft, von Energie und Geduld! Wo findet man auch nur annähernd Gleiches bei den reichstreuen Parteien?

Unsre Sitzungen fanden in derjenigen Restauration unsrer Vorstadt statt, die allgemein als das Versammlungslokal der umwohnenden Sozialdemokraten galt. Ich kann nicht mit Bestimmtheit sagen, ob der Wirt selbst Sozialdemokrat war; die Wirtin zeichnete sich jedenfalls durch eine bei Frauen von mir noch nie gefundene Roheit der Gesinnung aus. Ich weiß noch, wie es mich kalt überlief, als sie eines Nachts uns, die letzten Gäste, gähnend und schlafmüde mit der Blasphemie zum Heimgehen aufforderte: Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein.

Nicht nur in dieser, sondern in fast jeder einfachen Kneipe unsrer Vorstadt lag neben den übrigen Lokalblättern ein oder mehrere Exemplare des viel gelesenen Chemnitzer sozialdemokratischen Organs, der „Presse" aus, die, wenn ich mich recht erinnre, täglich erscheint und z. B. Gedichte von Gerok und Uhland ebenso brachte wie von irgend einem Windbeutel der jüngstdeutschesten Dichterschule.

Die Arbeiter selbst lasen in der Hauptsache — entweder allein oder häufig auch zu zweien und mehreren — nur dies sozialdemokratische Blatt, hie und da auch ein kleines, ganz unparteiisches Blättchen, die Neusten Nachrichten. Das ziemlich farblose, reichstreue Chemnitzer Tageblatt wurde nur wegen seines Wohnungs- und Stellenanzeigers eingesehen, gehalten nur von einer kleinen Schar der Elite-Sozialdemokraten, die es sich zum höchst anerkennenswerten Grundsatze gemacht haben, von jeder politischen Partei mindestens ein Blatt zu halten, und das heißt für solche Leute immer auch: zu lesen. Die Berliner Volkstribüne, bekanntlich mehr wissenschaftlich gehalten und ohne Tagesklatsch und Parteigezänk, habe ich auch nur in diesem kleinen Kreise gefunden, häufiger das Fachorgan des großen Metallarbeiterverbandes, das bei weitem nicht nur Fachvereinsangelegenheiten zur Sprache bringt.

Für die Verbreitung sonstiger sozialdemokratischer Litteratur sorgte in unserm Bezirke ein wegen des ersten Mai arbeitslos Gewordner, der als Kolporteur das sehr interessante sozialdemokratische Witzblatt: Der wahre Jakob, mitunter auch dessen Bruderblatt, die in Wien erscheinenden Glühlichter vertrieb, Zeichnungen auf die sozialdemokratischen Lieferungswerke annahm und expedirte, Berloques, Streichholzbüchsen, Busennadeln mit den Bildern von Schippel, Bebel, Liebknecht und deren Photographien — wenn auch nicht aufdringlich — an den Mann zu bringen suchte und den ich überall antraf, wo namentlich Sonntags etwas Sozialdemokratisches los war. Doch habe ich, wie gesagt, ein aufdringliches Bestreben, die Leute zu bearbeiten, an diesem Manne nicht wahrgenommen.

Ueber die Arbeiten in den Fachvereinen vermag ich nichts Bestimmtes zu sagen. Ich bin zu wenig damit in Berührung gekommen. Dagegen wird neuerdings eine bedeutende Agitation bei den im Sommer fast allsonntäglich stattfindenden Arbeiter- und Kinderfesten entfaltet. Es scheint mir, als ob man es dabei vornehmlich auf die Gewinnung der Arbeiterfrauen abgesehn habe: indem man ihren Kindern eine Freude macht, fesselt man die Mütter. Doch muß anderseits auch offen ausgesprochen werden, daß eben auf solchen Festen, soweit ich sehen konnte, die Lust, miteinander fröhlich zu sein, vielfach den eigentlichen Parteizweck in die zweite Linie zurückdrängt, und ich habe einmal ein solches sozialdemokratisches Kinderfest erlebt, das in der That manchen andern „unparteiischen" Volksbelustigungen und Sonntagsvergnügungen nichts nachgab.

In der Fabrik selbst wird über politische und wirtschaftliche Fragen von ausgesprochenen Sozialdemokraten ostentativ agitatorisch nach meinen Erfahrungen eigentlich so gut wie nicht gesprochen. Doch merkt man schon nach wenig Wochen, daß der ganze Geist in der Fabrik durch und durch sozialdemokratisch ist, daß die gesamte Arbeiterschaft unter einem gewissen geistigen Drucke steht, und daß die Fäden dieser stummen Beeinflussung in den Händen ganz bestimmter, charakteristischer Persönlichkeiten zusammenlaufen. Wenn durch die Leiter der Fabrik irgend eine Neuerung in der Produktion, im Betriebe, in der Arbeitszeit, in der Löhnung oder Löhnungsform eingeführt wird, so kann man genau beobachten, wie die Hauptmasse der Arbeiterschaft mit ihren eignen Gedanken zurückhält, bis auf einmal die Parole ausgegeben, das allgemeine Urteil gebildet scheint. Und so sehr sich der einzelne Arbeiter im Innern sträuben mag, so abweichend von jener er selbst sich sein eignes Urteil gebildet hat und dies auch unter vier Augen mehr oder weniger offen äußert, so empfindet man doch unwillkürlich, daß die ausgegebene Parole wenigstens äußerlich als maßgebend anerkannt ist. Freilich muß gleich an dieser Stelle hinzugefügt werden, daß das noch lange nicht mit einer strikten Befolgung dieser Richtschnur seitens der einzelnen Arbeiter im einzelnen Falle gleichbedeutend ist. Denn der einzelne Arbeiter der großen Durchschnittsmasse ist auch heute noch weit entfernt, wenigstens wo es sich um die doch ausschlaggebenden praktischen Fragen des alltäglichen Lebens handelt, sich sklavisch unter die Grundsätze der sozialdemokratischen Heilslehre zu beugen; da entscheidet zum Jammer der sozialdemokratischen Führer doch immer wieder das augenblickliche Interesse, die Rücksicht auf das persönliche Wohl und Wehe.

Aber auch abgesehen davon ist die Stellung des einzelnen Arbeiters zum sozialdemokratischen Ideal durch so viele verschiedene Momente bedingt, daß man von einer großen Mehrzahl dreist behaupten kann, daß jeder einen andern Standpunkt zu ihm einnimmt, sich etwas ganz Verschiedenes unter ihm vorstellt. Diese große Masse scheidet sich streng von der kleinen Schar teils besonders energischer, teils besonders kluger, teils auch besonders wilder Köpfe ab, die nicht nur das sozialdemokratische Programm kennen und oft nach vielen mühseligen Studien verstehen gelernt haben, sondern es auch, freilich ohne seine Richtigkeit und Vernünftigkeit kontroliren zu können, bis aufs Jota unterschreiben. Diese Elite-Sozialdemokraten bilden gewissermaßen die Spitze des pyramidalen Baues, zu dem sich die deutsche Arbeiterschaft mittelst des Mörtels der sozialdemokratischen Agitation zusammengefügt hat. Aus ihnen rekrutiren sich die örtlichen Führer unsrer Industriestädte, diese Kandidaten für die sozialdemokratische Reichstagsfraktion, ferner in absteigender Stufe die Unterführer der einzelnen Bezirke und die tonangebenden Persönlichkeiten in den einzelnen Fabriken und Betrieben. Aber von diesen und

der kleinen Schar ihrer sie umgebenden Getreuesten geht es allmählich in immer breitern Absätzen bis zu der chaotischen Masse derer herab, die sich nur deshalb zur Sozialdemokratie bekennen, weil sie, was ich ihnen heutzutage durchaus nicht verdenke, bei der Reichstagswahl einem von „Ihresgleichen," also einem Arbeiterkandidaten, einem Sozialdemokraten ihre Stimme geben. In dieser Menge sind die allerverschiedensten Urteile, Ansichten, Wünsche und Hoffnungen vertreten. Für sie ausschlaggebend ist immer in erster Linie die geistige Beanlagung, die Herkunft, die genossene Erziehung, der Charakter, das Alter, der Beruf, das Einkommen, die Familienverhältnisse des Einzelnen. Ich bitte mit besonderm Nachdruck, diesem Umstande Aufmerksamkeit zu schenken. Denn gerade er muß beachtet werden, um Wege zu finden, an die dadurch sich bildenden einzelnen Arbeiterklassen heranzukommen und durch sie die Führer zu zwingen, sich, wie es bereits den Anschein hat und auch von Bebel und Liebknecht neuerlich wiederholt klar ausgesprochen worden ist, aus Rücksicht auf diese überwiegende Mehrzahl so gesund denkender Arbeiter auf rein praktische Ziele zu beschränken.

Im Verfolg der oben geschilderten Erscheinung macht sich also die wunderliche Thatsache geltend, daß es gerade die wirtschaftlichen und politischen Gedanken sind, über die eine so weitgehende Verschiedenheit unter den Arbeitern vorhanden ist, die eine große Mehrzahl eben sich selbst auf eigne Faust bildet. Die Ursache davon ist bereits oben angedeutet: der Arbeiter, selbst mitten im Großgetriebe des wirtschaftlichen Lebens der Gegenwart stehend, kann sich gerade über diese Fragen am ehesten ein eignes Urteil bilden und ist wenigstens im Mannesalter doch vielfach selbständig genug, um dies eben natürlich in seiner Weise und nach seinem persönlichen Standorte auch zu thun. Und was der einfache Mann einmal urteilt und hat, läßt er so leicht nicht wieder los. Ganz besonders ist zu betonen, daß sich hier doch derselbe praktische Zug im deutschen wie im englischen Durchschnittsarbeiter geltend macht; er denkt gar nicht mit den geistigen Führern seiner Partei an die allerletzten Ziele, sondern sucht ihnen im höchsten Falle nur Schritt für Schritt näherzukommen, allmählich und auf friedlichem Wege. Es ist das auch so eine mir doch unerwartete Erscheinung, die ich nicht stark genug betonen kann: der Arbeiter, mit dem ich verkehrt habe, sträubt sich mit Händen und Füßen gegen den Gedanken einer blutigen Revolution. Als ich dies zum ersten male bemerkte, blieb ich natürlich ungläubig. Dann aber habe ich dasselbe Urteil unter den verschiedensten Umständen und von den verschiedenartigsten Arbeitern mindestens wohl ein Dutzend mal herausgefordert. Nur ein einziges mal traf ich auf einen Ausspruch, den man auch anders auslegen könnte: „Die großen Herren sollten uns mit mehr Liebe entgegenkommen, dann wäre das alles nicht. Wenn sie das aber durchaus nicht thun wollen, so gehts uns schließlich wie dem, der Hunger hat und nichts zu essen kriegt: er maust sich, was er braucht." Es ist hier nicht der Ort, diese verschiedenartigste wirtschaftliche und politische Gesinnung durch weitere Beispiele zu erhärten. Aber das kann ich getrost als Schluß daraus hier nochmals wiederholen: die Hauptgefahr der Arbeiterfrage liegt nicht in den wirtschaftlichen und politischen Idealen der Menge. P G

Vom und für den Evangelischen Bund

Uebersicht: 1. Die Stuttgarter Tage; 2. Gegen die römische Gefahr; 3. Der Evangelische Bund und die soziale Frage; 4. Konföderation oder Union?

1. Die Stuttgarter Tage

Es war eine weite Reise bis Stuttgart, aber sie lohnte sich. Viele, die nicht Mitglieder des Evangelischen Bundes waren, haben sich an der Fülle von Geist und Zeugnis, die seine diesjährige Generalversammlung wieder umschloß, erbaut und gestärkt; um so mehr ist den Zugethanen des Bundes, denen, die für ihn und seinen Beruf von Anfang mit gestritten und gelitten haben, dieses siegreiche Gelingen eine herzliche Freude gewesen.

Zwar so im Mittelpunkte des städtischen Interesses konnte der Bundestag in Stuttgart nicht stehen wie in Duisburg und Eisenach, und die Flaggen, die einen hie und da grüßten, galten nicht uns Gästen, sondern der Hygieneausstellung. Auch blieb uns die Bürgerschaft einen Willkommgruß durch ihre offizielle Vertretung schuldig. Der Oberbürgermeister von Stuttgart war zwar Mitglied des Lokalkomitees, aber wie er deshalb schon von sämtlichen demokratischen Blättern (die größtenteils katholische Redakteure haben) lebhaft angegriffen worden war, so hatte in seiner Abwesenheit unter dem Vorsitz des ersten Gemeinderats, des Führers der deutschen (nationalliberalen) Partei in Württemberg, und auf sein Votum hin die Mehrheit des Stadtrats beschlossen, namens der Stadtgemeinde von dem Gaste keine Notiz zu nehmen. Man darf vermuten, daß nach dem glücklichen Verlaufe des Kongresses die Väter der Stadt dies unfreundliche und unprotestantische Verhalten selbst bedauern; uns Fremde hat doch die Stuttgarter Luft gut protestantisch angemutet, mochte Vergangenheit oder Gegenwart uns grüßen, und die Teilnahme der Bevölkerung an den Verhandlungen war, in Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse einer Großstadt, überaus lebhaft und andauernd. Einen vorzüglichen Eindruck machte die huldvolle Haltung des königlichen Hauses, das brüderliche, verständnisvolle Entgegenkommen der großenteils bis dahin noch nicht zur Mitgliedschaft gekommenen Stadtgeistlichkeit, vor allem aber die Begrüßung durch das württembergische Landeskonsistorium und den Synodalausschuß. Der Präsident der obersten Kirchenbehörde, Freiherr von Gemmingen, würdigte, nachdem er Württemberg uns gezeichnet hatte als ein Land, „dessen erlauchter Fürst es zu den wertvollsten Gütern seiner Krone zählt, daß unter seiner glücklichen Regierung der Friede der Konfessionen gewahrt und aufrecht erhalten werden durfte," auch auf das reine, lautre Evangelium als die allwege unentbehrliche sicherste Waffenrüstung für alle Kämpfe der Zeit hingewiesen, die Aufgabe und Arbeit des Bundes mit folgenden Worten:

Die Oberkirchenbehörde weiß — zumal in einer Sache, die das innerste Mark des gesamten deutschen evangelischen Volkes berührt — die Unterstützung hoch zu schätzen, welche den kirchlichen Organen zugeführt wird durch jene freie Vereinigung deutscher Männer verschiedener Lebensstellungen und Standpunkte im Evangelischen Bunde, der sich selbst auch ausdrücklich auf den Grund des evangelischen Bekenntnisses gestellt hat.

Ich begrüße daher die Mithilfe des Evangelischen Bundes, insoweit es gilt, unberechtigte Ansprüche und Angriffe gegenüber der evangelischen Kirche, welchen der Geist der Parität und des Friedens mangelt, abzuwehren und zurückzuweisen und mit festem Auge zu wachen über den Interessen der evangelischen Kirche.

Ich begrüße sodann die Mitarbeit eines Bundes, der sich die Aufgabe gesetzt hat, das protestantische Bewußtsein im deutschen Volke neu zu wecken und zu beleben. Ja in einer Zeit beklagenswerter Gleichgiltigkeit selbst gegen die höchsten geistigen Ideale lassen Sie uns das Gedenken an die kostbaren Güter und Errungenschaften der Reformation, vor allem die Rechtfertigung durch den Glauben und die freimachende Wahrheit, — lassen Sie uns die Erinnerung an unsre großen Reformatoren, deren Andenken kein Spott von Gegnern uns beflecken kann, immer kräftiger auf den Leuchter stellen und in den Herzen lebendig machen, damit das evangelische Volk diese Güter als heiliges, wertvolles Besitztum immer tiefer erfasse und treu zu seinem Bekenntnis stehend nimmermehr preisgebe.

Ich begrüße endlich dankbar die Mitarbeit eines Bundes, welcher auch die Arbeit an der sozialen Not im deutschen Volke von der Grundlage des Evangeliums aus in seinen Wirkungskreis gezogen hat und zu diesem Behufe in den Gemeinden hin und her die Kräfte gesunden Volkslebens mehr, als dies bisher geschehen, anzuregen und zu sammeln bemüht ist.

Der Vorsitzende des Synodalausschusses aber, Staatsrat Dr. v. Riecke, fuhr in dem nämlichen Tone fort:

Die evangelische Bevölkerung Württembergs weiß das stille Glück und den ganzen Segen des konfessionellen Friedens gewiß zu schätzen. Was an ihr ist, soll dieser Frieden bei uns, wie seither, so auch in Zukunft fort und fort erhalten bleiben. Milde und Duldung gegen Andersdenkende, Achtung vor jeder lautern Gesinnung der Andersgläubigen gehört zu den ersten Pflichten und besten Tugenden eines wahrhaft evangelischen Christen.

Nicht minder aber gehört zu diesen Pflichten die Treue gegen das eigene Bekenntnis, die Wahrung der kostbaren Errungenschaften der Reformation und damit der höchsten geistigen Güter nicht bloß für die eigene Kirche, sondern für das ganze geistige Leben der Menschheit; es gehört dazu die Wachsamkeit gegenüber von zahlreichen offnen und versteckten Feinden, sowie die entschlossene mutige Abwehr gegen böswillige und verleumderische Angriffe.

Wenn daher der Evangelische Bund gerade bestrebt ist, eine solche Bekenntnistreue zu stärken, jene Errungenschaften zu erhalten, eine solche Wachsamkeit und Abwehr zu üben, so dürfen Sie überzeugt sein, daß hierfür die evangelische Bevölkerung Württembergs das richtige Verständnis hat und dem Bunde warme Anerkennung und aufrichtigen Dank zollt.

Diese Kundgebungen haben uns sowohl im Interesse des Bundes, als noch vielmehr im Interesse der württembergischen Landeskirche sehr wohlgethan, und wir nehmen sie zur Bürgschaft eines treuen Einstehns aller Berufenen für das evangelische Bekenntnis in Württemberg in den kommenden Tagen.

Ueber den äußern Verlauf des Kongresses in aller Kürze nur dies, daß die Tage vom 22. bis 25. September ausgefüllt waren, abgesehen von den Sitzungen des engern und weitern Vorstandes, durch den Eröffnungsgottesdienst am Abend des 23. September, zwei öffentliche Versammlungen an den beiden Vormittagen des 24. und 25., eine allgemeine Mitgliederversammlung am Nachmittage des 24., drei Abendversammlungen und ein Festmahl. Am 26. hat noch ein Ausflug nach Ulm zur Besichtigung des Münsters sich angeschlossen.

Die Tagesordnung war sehr glücklich zusammengestellt, Vorträge und Predigt in den besten Händen. Von den Rednern fehlte leider Pfarrer Weber, dessen Vortrag jedoch wenigstens in der Hauptsache zur Verlesung kam. Noch schmerzlicher wurde allseitig die Abwesenheit des Vorsitzenden Grafen Wintzingerode empfunden, der dienstlich verhindert war: an seiner Stelle leitete in den öffentlichen Versammlungen Geheimrat von Reichenau aus Wiesbaden, in den Sitzungen des Vorstandes und der Mitglieder Oberlandesgerichtsrat Drache aus Naumburg die Verhandlungen. Eingeschriebne Teilnehmer waren 800.

Ich denke meinen Bericht unter einige sachliche Gesichtspunkte zu ordnen, von denen ich wünschte, daß sie nach innen und außen die Stuttgarter Verhandlungen möchten fruchtbar machen helfen, und zwar werde ich zuerst die Leistungen und Aufgaben des Bundes gegenüber der römischen Gefahr ins Auge fassen, dann von dem Bunde und der sozialen Frage handeln und endlich einen Punkt von großer Bedeutung für die innere Entwicklung des Bundes wie der deutschen evangelischen Kirchen überhaupt: Konföderation oder Union? noch besonders erörtern.

Heute nur noch einige Mitteilungen aus dem Jahresbericht des verdienten Bundesschriftführers, Konsistorialrats Leuschner. Darnach zählt der Bund jetzt 76 000 Glieder gegen 60 000 im Vorjahre, Hauptvereine 33 gegen 30, Zweig- und Ortsvereine 522 gegen 430. In der Rheinprovinz kommt ein Bundesmitglied auf 68, in ganz Preußen auf 440, im deutschen Reiche auf 410 Evangelische. Der Bericht ist, ebenso wie alle übrigen Vorträge, bereits bei der sehr rührigen und in gutem Gange befindlichen Buchhandlung des Evangelischen Bundes (Karl Braun) in Leipzig im Druck erschienen.*) Diese Schriften seien sämtlich unsern Lesern warm empfohlen, sie sind des Lesens wert, und mein Bericht wird ihre Kenntnis nicht überflüssig machen. R

Aus England

(Lux Mundi) „Das Licht der Welt"*) ist der Titel eines Buches, das seit dreiviertel Jahren die kirchlichen Kreise Englands in lebhafte Bewegung versetzt. Es enthält eine Reihe von Aufsätzen über Gegenstände wie: der Glaube, die Kirche, die Sakramente, die Versöhnung, der heilige Geist und die Inspiration, die christliche Ethik u. s. f. Die verschiednen Verfasser, vorab der Herausgeber Charles Gore, sind durchweg

*) Leuschner, Generalbericht. 20 Pfge. Beyschlag, Reformation und soziale Frage. 25 Pfge. Weber, Reformation und soziale Frage. 20 Pfge. Sulze, Die Organisation der evangelischen Gemeinde. 20 Pfge. Warneck, Die Pflichten des Evangelischen Bundes in Sachen der evangelischen Mission. 20 Pfge. Nippold, Was hat das evangelische Schwaben dem Gesamt-Protestantismus zu bieten und was von ihm zu empfangen? 25 Pfge. Haupt, Festpredigt in der Stiftskirche zu Stuttgart. 20 Pfge.

*) Lux Mundi: A Series of Studies in the Religion of the Incarnation. Ed. by Charles Gore, Principal of Pusey House, Oxford. London, 1889.

Männer von ausgeprägt anglokatholischer Richtung. Sie fanden sich in den Jahren 1875—85 in Oxford zusammen in dem gemeinsamen Werke akademischer Thätigkeit und waren durch ihren Beruf genötigt zu dem Unternehmen, den „katholischen Glauben" in sein richtiges Verhältnis zu den modernen intellektuellen wie ethischen Problemen zu setzen. Solche gemeinsame Notwendigkeit und Arbeit führte zu häufigen Zusammenkünften, in denen sich von selbst ein gemeinsamer Grundstock von Erkenntnis und Ueberzeugung herausbildete und eine gemeinsame Methode, den Glauben andern zur Annahme zu empfehlen. „Wir sind überzeugt, sagt der Herausgeber, daß Jesus Christus das Licht der Welt noch ist und bleiben wird; wenn die Menschen von Vorurteilen und Mißverständnissen (für welche, ehrlich gestanden, die Kirche oft ebenso verantwortlich ist wie jene) sich losmachen und unbefangen einsehen, was der christliche Glaube wirklich bedeutet, so werden sie finden, daß derselbe heute so gut wie je vermag, das Leben und Wissen in seinen verschiednen Gebieten aufzuhellen und intellektuelle wie ethische Freiheit zu schaffen." Jedoch ebenso sind die Verfasser durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Epoche, in der wir leben, eine tiefgreifende Umbildung in der theoretischen wie sittlichen Weltanschauung der Menschheit bedeutet, und daß es gilt, die Vorstellungen und Begriffe der Theologie namentlich in den Grenzgebieten, wo sie sich mit den andern Wissenschaften berührt, einer umfassenden Revision zu unterwerfen. Die Theologie muß einen Schritt vorwärts machen in ihrer Entwicklung — Entwicklung freilich nicht in dem negativen Sinne von Auflösung, Zersetzung, noch in dem mechanischen Sinne, wie es die römische Kirche versteht, die immer nur die alten Dogmen scholastisch verarbeitet und etliche neue Dogmen dekretirt: die wirkliche Entwicklung der Theologie ist vielmehr der Prozeß, in dem die Kirche, feststehend auf ihren alten Wahrheiten, eingeht auf die Erfassung der sozialen und intellektuellen Bewegungen eines jeden Zeitalters. Weil die Wahrheit sie frei macht, so ist die Kirche imstande, alles neue Material sich anzueignen, alles neue Wissen willkommen zu heißen und am rechten Ort unterzubringen, sich selbst aber ganz der Heiligung jeder neuen sozialen Ordnung zu widmen und unter veränderten Verhältnissen immer wieder von der wahrhaft katholischen Würde ihres Lebens und Glaubens Zeugnis abzulegen. So kann die Kirche mit dem besten Weltleben der Gesellschaft ihre Bande enger knüpfen.

Dies ist der Standpunkt der Verfasser, die als Anglokatholiken natürlich einen massiven Begriff von „Kirche" vertreten; deren Klerus ist ihnen durch apostolische Weihe und Succession eine göttlich geordnete, für die Vermittlung des Heils unerläßliche Organisation. In seinem Artikel über The Incarnation and Development — die Menschwerdung und die Entwicklung — thut sich Mr. Illingworth etwas darauf zu gute, daß er die kosmische Bedeutung der Menschwerdung wieder zum gebührenden Ausdruck bringt — eine Idee, „welche der alten und mittelalterlichen Kirche so vertraut gewesen, welche aber seit der Reformation fast in Vergessenheit geraten sei ob der besondern Aufmerksamkeit, die man der Lehre von der Heilsaneignung geschenkt habe." So könnte man sagen, daß Lux Mundi nichts weiter ist als ein wenn auch mit Geist und Wissen ausgeführter Versuch einer Apologetik, die nach deutschem Urteil einem überwundnen Standpunkt angehört, zudem in der für uns völlig unbrauchbaren anglokatholischen Fassung.

Was nun aber doch für die gegenwärtige Bewegung das englisch-kirchlichen Geistes äußerst bezeichnend ist und in England gewirkt hat wie der Funke im Pulverfaß, das ist der Beitrag, welchen der Herausgeber, Ch. Gore, geliefert hat in seiner Abhandlung: Der heilige Geist und die Inspiration. Die Fragen, welche Gore anregt, wurden auf den berühmtesten Kanzeln in London und Oxford erörtert; die Hirtenbriefe der Bischöfe, die Verhandlungen der Diözesankonferenzen bewegten sich um dasselbe Thema; in angesehenen Blättern wie im Spectator entspann sich die lebhafteste Debatte. Gore bekennt nämlich offen, daß er im allgemeinen die Ergebnisse der Wellhausenschen Kritik annehme; es sei völlig vergeblich, ihnen durch den Appell an das Dogma einen Riegel vorzuschieben. Die kritische Wissenschaft, wenn sie in richtiger Weise geübt werde, erreiche Resultate so sicher als irgend eine andre wissenschaftliche Untersuchung. Wir haben sie anzunehmen, und wir dürfen sicher sein, daß die Wahrheit in allewege uns zu einer tiefern Einsicht in die Wege der göttlichen Vorsehung verhilft, wenn sie uns auch nötigt, etliche unsrer frühern Ansichten zu revidiren und neu zu fassen.

Der Eindruck dieser Bekenntnisse war der verschiedenartigste. Der fünfundachtzigjährige Archdeakon Denison, einer der Väter und Hüter der anglokatholischen Rechtgläubigkeit, erhob einen heftigen, schmerzerfüllten Protest gegen diese allerschlimmste Art, den Glauben zu verteidigen, wie es Lux Mundi thue, — diesen Schlag von innen ohne gleichen, — diesen Verrat der Kirche Englands durch ihre eignen Söhne. Denison versuchte auch das Kirchenparlament, die Konvokation von Canterbury, zu einer Stellungnahme in der Sache, zu einem Verdammungsurteil zu veranlassen: sie lehnte es weislich ab. Gladstone, der jugendfrische Achtziger, veröffentlicht in Good Words eine Reihe Artikel, in denen er für weitere Kreise die Ueberzeugung darlegt, daß wir den kritischen Forschern des Alten Testaments alles zugeben können, was sie in Beziehung auf Alter, Text, Verfasser der einzelnen Bücher sicher nachweisen und daß uns deshalb die heilige Schrift doch „der unzerstörbare Fels" bleibe, so gut wie den frühern Generationen. Canon Liddon, unstreitig der bedeutendste Prediger der anglikanischen Kirche,*) vertrat in einer Predigt in der St. Pauls Kathedrale und dann wieder in der

*) Gestorben am 9. September d. J. Vgl. Nr. 41, Sp. 964.

Marienkirche zu Oxford die Ansicht, die Autorität des Alten Testaments sei so eng mit der Autorität Christi selbst verknüpft, daß dadurch jede kritische Behandlung des Alten Testamentes verwehrt sei. Um ein Beispiel zu gebrauchen: Jesus zitirt den 110. Psalm als einen von David verfaßten. Die moderne Kritik bestreitet den Davidischen Ursprung dieses Psalms. Erkennen wir die Behauptung der Kritik als richtig an, so erklären wir damit, daß Christus geirrt habe, daß seine Ansicht genau so unrichtig war, wie die seiner jüdischen Zeitgenossen, die den Psalm als Davidisch betrachteten. Wenn aber Jesus in dieser Richtung irrte, giebt es dann logischer Weise noch irgend einen Gegenstand, bezüglich dessen wir ganz sicher sein können, daß Jesus frei von Irrtum war? Die Unfehlbarkeit Jesu, das Verhältnis der göttlichen Natur zur menschlichen in Jesu Christo wurde so der brennende Punkt, auf den sich die Debatte richtete. All die Schlagworte wurden ins Feld geführt, mit denen die hellenisch geschulten Väter der alten Kirche das Geheimnis der Person Christi zu deuten und zu fassen suchten. Nur zwei prägnante Anschauungen mögen noch erwähnt werden, wie sie zu Tage traten.

Von theologischer Seite machte Llewelyn Davis aufmerksam, wie ominös das Wort „unfehlbar“ sei. Ein unfehlbares Buch, ein unfehlbarer Christus, ein unfehlbarer Papst — diese Ausdrücke bieten fruchtbaren Stoff für Streit und Gegensatz, aber sie geben kein Licht, keine Hilfe, keine echte Offenbarung. Ein unfehlbarer Christus bedürfe zur Ergänzung unfehlbare Berichterstatter, und diese wieder bedürfen eine unfehlbare Uebermittlung durch Abschreiber und Drucker. Unser Herr beanspruche sicherlich Autorität für sein Wort, aber für dessen Geist, für dasjenige darin, was vom Vater zeuge, den Sinn des Vaters gegen die Menschen offenbare; der „Buchstabe“ werde im Neuen Testament mit einer Art erregter Geringschätzung behandelt. Von andrer Seite erhielt Canon Liddon einen völlig unerwarteten Bundesgenossen an dem bekannten Naturforscher Huxley, der in dem Juliheft des Nineteenth Century über „die Lichter der Kirche und das Licht der Wissenschaft“ schrieb: es sei ja heutzutage die Zeit der Kompromisse, und jeder Rechtdenkende müsse etliche Sympathien für jene Theologen empfinden, die es noch nicht ganz fertig gebracht haben, ihre Ohren gegen die immerhin leise Stimme der Vernunft zu verschließen; aber der Standpunkt von Gore sei völlig unhaltbar, konsequent sei nur der des Canon Liddon. Es gebe nur entweder unbedingte Anerkennung der modernen Wissenschaft oder unverrückbares Festhalten an den bisherigen Sätzen der Theologie. — Ueber alledem soll Lux Mundi schon acht Auflagen erlebt haben, und die Verfasser sind eben daran, eine Volksausgabe vorzubereiten. Das Buch ist sicherlich für England ein Zeichen der Zeit.

C S

Bücher und Schriften

(Schulandachten) von Lic. theol. W. Bornemann, Professor und geistlichem Inspektor am Kloster U. L. Fr. zu Magdeburg. Berlin, H. Reuthers Verlagsbuchhandlung, 1889. 196 S. 2 Mk.

Die vorliegende, leider sehr verspätet zur Anzeige gelangende Sammlung enthält eine Auswahl von Morgenandachten, die der Verfasser während zweier Jahre am Pädagogium des Klosters U. L. Fr. in Magdeburg gehalten hat. Sie beginnen jedesmal mit Gesang, dann folgt ein Schriftwort oder -abschnitt, darauf eine erbauliche Ansprache, die auch zuweilen Gebetsform annimmt, in der Regel jedoch in ein Gebet ausklingt, zum Schlusse wieder Gesang. Alt- und neutestamenliche Texte wechseln mit einander; jene bilden etwa ein Drittel des Ganzen. Die Ansprachen sind knapp gehalten, sodaß die Andacht insgesamt nicht länger als durchschnittlich zehn Minuten dauert. Sie verbreiten sich über eine Fülle von Themen, die zum Teil sehr glücklich formulirt sind, und bieten fast immer einen scharf heraustretenden Gedanken von ebenso anregender wie erbauender Kraft. Es wird gehandelt von der Herrlichkeit Gottes, von seiner Größe, Allgegenwart, Weltregierung, von Johannes und Jesus, vom Heilandswirken, von Christus dem Weinstock und Christi Vermächtnis, aber auch von der Sündenerkenntnis, trüben Stimmungen, von der Glaubensgerechtigkeit, dem Wege zur Kraft, der Stille zu Gott, von Mut und Demut. Der Verfasser ist mit großer Sorgfalt verfahren, sowohl was die Wahl der Lieder und Texte als ihre besondre Anwendung betrifft. Die edle, nachdrucksvolle Sprache wie das Eindringende, Schlagende der Gedankenführung setzen eine immer sich gleich bleibende Genauigkeit der Vorbereitung voraus. Wir möchten glauben, daß manche Predigt weniger Mühe und Ueberlegung erfordert, als einzelne dieser kurzen, inhaltreichen Ansprachen. Inhaltlich zeichnen sich die Reden durch tiefen Ernst der Behandlung aus. Ohne die Freude an dem natürlich Schönen zu dämpfen, legen sie doch den vollen Nachdruck auf die sittlichen Ideale und ihre Verwirklichung. Das Schuldbewußtsein wird geweckt, der bußfertige Sinn als Grundbedingung alles christlichen Lebens hervorgehoben. Daneben her geht die stärkste Betonung der evangelischen Glaubensfreudigkeit, die sich auf Christum gründet. Die Art, wie die Person Christi dem Verständnis der jugendlichen Hörer nahe gebracht wird, darf als mustergiltig bezeichnet werden. Keinerlei dogmatische Aufstellungen! Aber auch nichts von bloß ästhetischer Anpreisung mit dünnem moralischen Hintergrund!

Der Verfasser unterbreitet diese Sammlung in erster Linie der Lehrerwelt, besonders den Lehrern an höhern Schulen. Diesen empfehlen auch wir sie aufs dringendste. Was unsern Schulandachten häufig fehlt, ist entweder die Wärme oder die Faßlichkeit oder auch beides

zugleich. Bornemanns Beispiel zeigt den Weg, wie diese Fehler vermieden oder vielmehr innerlich überwunden werden können, ohne den Ansprüchen etwas zu vergeben, die die höhere Schule stellt. Weniger leicht beantwortet sich die Frage, ob das Buch auch, wie der Verfasser will, für Konfirmanden aus gebildeten Ständen empfohlen werden kann. Der Sache nach steht dem gewiß nichts im Wege. Aber die Form thut in solchen Dingen viel, und es ist mir zweifelhaft, ob Reden, die amtlich und öffentlich vor einer Schulgemeinde gehalten wurden, sich ohne weiteres zum Privatgebrauch, sozusagen im Kämmerlein, eignen. Ich habe wiederholt gereifteren Knaben die Hülsmannschen „Beiträge zur christlichen Erkenntnis für die gebildete Gemeinde“ empfohlen, die leider im Buchhandel vergriffen sind. Da ist neben dem Erbaulichen auch Belehrendes bald als Betrachtung, bald in Briefform sehr fein und intim zusammengebracht. Etwas von dieser intimeren Form und etwas von jenem belehrenden Inhalt müßte meines Erachtens hinzukommen, wenn die Schulandachten zu einem Konfirmandenbuch werden sollten. Hingegen glaube ich, daß sie zum gemeinsamen Haus- und Familiengebrauch sehr wohl geeignet sind. Hier werden sie neben den gebräuchlichen Andachtsbüchern ergänzend, bereichernd und vertiefend wirken können.

Sch

(Der christliche Unsterblichkeitsglaube) im Gesichts- und Interessenkreise der modernen Bildung, von H. Sommer. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 21 S.; 40 Pfge.

Ein außerordentlich trefflicher Vortrag des bekannten Blankenburger Oberamtsrichters, dem wir schon manche wertvolle Gabe verdanken.

Das Gottvertrauen ist der zureichende Grund des Unsterblichkeitsglaubens, und „in dem unendlichen Werte dessen, was der Mensch durch sein Leben erreichen soll, liegt dessen Bedeutung“: das weist Hugo Sommer in überzeugenden Worten nach. Dabei verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß er statt des abgegriffenen Wortes „Glaube“ das Wort „Vertrauen“ wählt und den Gottesglauben in seiner christlichen Vertiefung allein richtig als Gottvertrauen nimmt. Von diesem sichern Standpunkte aus liefert er den Beweis, daß durch die moderne Bildung, insofern sie noch wahre Bildung ist, die Grundlagen des Unsterblichkeitsglaubens nicht erschüttert, sondern nur bestätigt und befestigt werden, und die Unsterblichkeit in der modernen Lebensanschauung und Lebenswürdigung noch dieselbe zentrale Bedeutung hat wie ehedem.

Dabei ist dem Referenten das über die heutige gereinigte Auffassung des Unsterblichkeitsglaubens Gesagte, an dem ein charakteristischer Zug der Apokatastasis-Gedanke sei, den Sommer als die in vielen Kreisen gebildeter Laien herrschende Ansicht bezeichnet, besonders aus der Seele geschrieben. Das Schriftchen sei angelegentlichst empfohlen.

Th R

(Die soziale Entwicklung des Menschengeschlechts) Vortrag von Dr. Georg Meyer. Straßburg, Heitz, 1890. 11 S.; 30 Pfge.

Dieser Vortrag entrollt auf acht Seiten ein ungeheures Geschichtsgemälde: von den „prähistorischen“ Zeiten an bis zu den Tagen des „letzten, körperlich und geistig gealterten Tiermenschen“ hin. Aus dem Zustand eines krassen egoistischen Animalismus entwickelt sich das Menschengeschlecht durch Familie, Stamm, Volk, Staat hindurch bis zu den Universalstaaten der Zukunft. Denn die Weltreiche der Vergangenheit waren wohl verfrühte Schöpfungen. Aber auf der Grundlage des Staatssozialismus wird sich eine Ueberwindung alles selbstsüchtigen Partikularismus anbahnen, und in dem dann entstehenden Menschenreich wird das Gebot Christi — die allgemeine Nächstenliebe — Staatsgesetz werden. — Diese Entwicklung ist uns im großen das Abbild dessen, was schon jedes Menschenleben zeigt. Durch ein Säuglings-, Kinderstuben-, Schüler-, Burschenstadium hindurch (in dem letztern können wir noch heute sehen, wie „der Franke nach dem Blute des Thüringers und des Alemannen lechzt“) erreichen Animalismus und Humanismus in einem zeitgemäßen Patriotismus ihr erwünschtes Gleichgewicht. Th. Körner, M. Scävola und die Jungfrau von Orleans sind Beispiele einer solchen etwas überschwänglichen, aber reifen Jugend. — Doch es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Für die Gesamtheit wie für den Einzelnen. Dieser stirbt. Für jene aber sind die bekannten Sonnenflecke, diese „ersten Schlackenbildungen“ die furchtbaren Vorboten eines unentrinnbaren Endes. Wenn die gewaltigen Eismassen von Nord und Süd sich am Aequator sammeln, dann wird der Animalismus als mors imperator seine grausigen Siege feiern. Und der letzte Mensch wird sein, wie wir ihn oben schilderten. — Aber ist das alles? Ist nicht „erhaben über Raum und Zeit noch etwas Andres, Ewiges“? „Nur Thoren werden so vermessen sein, diese Frage endgiltig zu verneinen.“ Denn „es steht fest, daß wir diese Welt nur ganz einseitig erkennen können.“ „Alle Metaphysik wird daher (leider!) eine mehr oder weniger geistreiche Spielerei bleiben; ebenso die Theologie, die ihren Tempel auf dem unsichern und unnatürlichen Fundament der Offenbarung errichtete.“ — Und dennoch bleibt diesem Skeptiker Jesus von Nazareth „das anscheinend unerreichbare Ideal des reinen Humanismus, das Ideal eines Vertreters von Kirche und Loge.“ Freilich, so schließt der Vortrag, „wie eine Lilie, die unablässig durch den Kot des Rinnsteins gewälzt worden, müßte ihm seine ursprüngliche Lehre in der Hülle, die sie seit Jahrhunderten erhalten hat, erscheinen.“

So der Vortragende. Und so gewiß viele, die man nur als seine Glaubensgenossen wird bezeichnen können. Denn ein Glaube ist diese Wissenschaft doch, in der sich Idealismus, Pessimismus und Skepsis zu einem widerspruchsvollen Ganzen verbinden. Aber wie wunderbar fest ist doch Bild und Name Jesu von Nazareth dem Gemüt der Menschheit eingeprägt! Und so lange sie ihn noch nennen als den Höchsten und Besten unter allen, so lange sind auch die Tage seiner Siege noch

nicht gezählt und die Herzen noch nicht ausgestorben, die nach ihm verlangen. S E

(Die Christen während der französischen Revolution) Vortrag von K. Stockmeyer, Pfarrer. Basel, Dettloff, 1890. 35 S.

Das Gedächtnis der französischen Revolution wird in diesen Jahren überall lebendig. Mehrfach sind auch die Beziehungen dieser politischen und sozialen Umwälzung zu Kirche und Christentum dargestellt worden. Neuere Werke französischer Gelehrten haben bisher Bekanntem manche neue Einzelzüge beizufügen vermocht. Der Verfasser dieses Vortrages hat dieselben in schlichter Weise zu einem ergreifenden Bilde schweren, aber entschiedenen und endlich siegvollen Glaubenskampfes gesammelt. Mehr ja, als man oftmals meint, steht in jenen erschütternden Ereignissen die Kirche im Mittelpunkt des Interesses, und einen reicheren Glaubensbesitz oder, wenn man sich vorsichtiger ausdrücken soll, einen tiefergehenden Einfluß auf ihre Glieder hat sie bewiesen, als man nach der Geschichte des vorangehenden Jahrhunderts vermuten sollte. Wir wissen heute nicht, wohin unsre Zeit steuert. „Sind wir christlich genug, zu siegen im Kampfe wider das Antichristentum? Möchte die Antwort lauten dürfen, wie sie der Verfasser giebt: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat und fort und fort überwinden wird." S E

(Zur Besprechung eingesandte Bücher)

Wallmann, Missionslesestücke für Kinder. 2. Auflage. Leipzig, Wallmann. 60 Pfge.

Klose, An die lieben Eltern meiner Konfirmanden. Braunschweig, Grüneberg. Einzeln 10 Pfge. 25 Stück 2 Mk. 50 Stück 3,50 Mk. 100 Stück 5 Mk. 1000 Stück 45 Mk.

Röder, Das Lied in der Kirche Gottes. Leipzig, Neumann. 60 Pfge.

v. Langsdorff, Das neue sächsische Perikopenbuch. Leipzig, Richter. 50 Pfge.

Steininger, Referat über den Entwurf zu einem neuen Perikopenbuche. Lößnitz, Mühlhausen. 40 Pfge.

Schneider, Die Vollendung unsrer evangelischen Kirche. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1 Mk.

Naumann, Das soziale Programm der evangelischen Kirche. Erlangen und Leipzig, Deicherts Nachf. 2 Mk.

Sammlung theologischer und sozialer Reden und Abhandlungen, unter Redaktion von Weber. Leipzig, Wallmann. Eine Serie von 12 Heften im Abonnement 2 Mk.

II. Serie 9. Lieferung: Zollmann, Der evangelische Geistliche und die volkswirtschaftlichen Fragen.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von Ungern-Sternberg und Dietz. Stuttgart, Belser.

Band XV Heft V: Krätschell, Die Wiederaufnahme der gotischen Baukunst in Deutschland im neunzehnten Jahrhundert. 1,20 Mk.

Bärwinkel, Die Teilung der Massengemeinden bezw. die Organisation der Einzelgemeinden zu lebendigen Körperschaften. Leipzig, Braun. 30 Pfge.

Mitteilungen über die konfessionellen Verhältnisse in Württemberg. Heft XV: Einiges von der römischen Propaganda. Halle, Strien. 25 Pfge.

Freundschaftliche Streitschriften. Nr. 28: Pauper Evangelikus, Hauskollekten. Kirche. Innere Mission. Barmen, Wiemann. 20 Pfge.

Schultze Dr., Luthers Lebensende. Vortrag. Zum Besten des Gustav-Adolphvereins. Halle, Strien. 20 Pfge.

Stölten, Der Arzt als Bahnbrecher christlicher Kultur, oder die Mission des Arztes in China. Jena, Neunenhahn. 50 Pfge.

Der Kindergottesdienst, Eine illustrirte Monatsschrift, herausgegeben von Tiesmayer, Volkmann, Zauleck. Bremen, Morgenbesser. Jährlich 12 Hefte 2 Mk.

Der christliche Hausfreund. Ein Abreißkalender für das liebe Christenvolk deutscher Zunge auf das Jahr 1891 mit biblischen Betrachtungen, kurzen Erzählungen und Gedichten. Herausgegeben von Pott und Haarbeck. Neukirchen bei Mörs, Buchhandlung des Erziehungsvereins. 1 Mk.

Pröll, Deutscher Nationalkalender für 1891. Berlin, Lüstenöder. 1 Mk.

Evangelischer Missionskalender für 1891. Basel, Missionsbuchhandlung. 20 Pfge.

Der Protestant. Evangelischer Volkskalender für 1891. Im Auftrage des ständigen Büreaus des deutschen Protestantenvereins herausgegeben von Werckshagen. Berlin, Haack. 50 Pfge.

Fortsetzung in nächster Nummer.

Verschiedenes

(Die Stiftung einer deutschen Landgemeinde in Südafrika) Der letzte Tag des Juli war ein Regentag so recht nach dem Herzen der Bauern. Der fast ununterbrochene Landregen entzog zwar dem Kapstädter den Blick auf den Tafelberg und machte es ihm beinahe unmöglich, in den ungepflasterten Straßen weiter zu kommen, aber der Bauer in der Fläche freute sich über jede Stunde, die der Regen länger dauerte. Er hatte jetzt Hoffnung auf gute Ernte, auf einen guten Sommer. Darum fanden sich auch die Deutschen, die in der Durban Road Fläche, vier Stunden von Kapstadt entfernt in ihren mit eigner Hand erbauten Häusern weit verstreut wohnen und durch Urbarmachung und sorgsamste Pflege eines nie beackerten Bodens ein schweres Brot sich erwerben, gern und freudig

in dem kleinen Hause eines ihrer Landsleute ein, wo heute ein deutscher, evangelisch-lutherischer Pastor aus Capstadt mit dem fortan regelmäßigen Gottesdienste beginnen wollte. Eine Mutter brachte ihr Kind zur Taufe, und der Täufling sah munter und frisch aus, als ob er schon wüßte, mit was für einem Tage sein Ehrentag zusammenfiel. Freudig und kräftig klang auch der Gesang des alten Lutherliedes: Ein feste Burg ist unser Gott. Der Bericht von dem Wiederaufbau Jerusalems und seiner Mauern nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft (Neh. 4) und dem Gottesdienste der Kinder Israel auf offner Straße in Jerusalem (Neh. 8) versicherte die Gemeinde bei ihrem heutigen Thun der Nähe eines gnädigen Gottes. Dann warnte sie das Evangelium des vergangnen Sonntags (Matth. 7, 15—23) vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern kommen, aber im Innern reißende Wölfe sind, und vor dem blos äußerlichen Bekenntnis zum Herrn, nur denen das Himmelreich verheißend, die den Willen des Vaters im Himmel thun. Nach der Taufhandlung verpflichteten sich die einzelnen Gemeindeglieder zu einem festen jährlichen Beitrag, der nach Abzug der notwendigen Ausgaben für den Gottesdienst als Baufonds für eine kleine Kapelle in der Bank niedergelegt werden soll. Freilich ist die Gemeinde nicht in der Lage, auch bei den geringsten Anforderungen die Kosten für ein derartiges Gebäude allein aufzubringen. Sie hofft auf die Unterstützung ihrer deutschen Landsleute in der Heimat und in der Kapkolonie gewiß nicht vergebens. Sie leistet aber auch selbst, was sie kann. Ein Mitglied der Gemeinde schenkte ein geeignetes Stück seines Bodens zum Kirchhof und zum Bauplatz für die Kapelle. Da diesmal die Kinder fehlten, schloß sich kein Unterricht an den Gottesdienst an. So verließen denn nach dem Segen die einzelnen Familien das Haus, bald schon nicht mehr sichtbar in dem Gestrüpp, das die weite Fläche bedeckte.

Kapstadt Kramer

(Gesamtverband evangelischer Arbeitervereine Deutschlands) In der Delegirtenkonferenz evangelischer Arbeitervereine, die im Anschluß an den Evangelisch-sozialen Kongreß in Berlin abgehalten wurde, war beschlossen worden, einen Gesamtverband der evangelischen Arbeitervereine Deutschlands anzustreben. Um Vorbereitungen dazu zu treffen, war eine Kommission erwählt worden. Diese ist am 6. August in Erfurt zusammengetreten und hat „Satzungen für den Gesamtverband der evangelischen Arbeitervereine Deutschlands" beraten und angenommen. Daraus heben wir als das Wichtigste Folgendes hervor:

§ 1. Die deutschen evangelischen Arbeitervereine und ähnliche, auf christlich-patriotischem Grunde stehende Bürger-, Volks- und soziale Vereine, deren Grundcharakter evangelisch ist, bilden auf Grund der nachfolgenden Satzungen einen Gesamtverband mit einer einheitlichen Spitze. Ueber die Aufnahme von Vereinen entscheidet das geschäftsführende Komitee unter Vorbehalt der nachträglichen Genehmigung des Ausschusses. Vereine mit politischem Charakter sind ausgeschlossen.

§ 2. Der Zweck dieses Gesamtverbandes ist:

a. den Zusammenschluß der Vereine nach Provinzial- und Landesverbänden überall ins Werk zu setzen, um so die schwächern Vereine durch Zusammenschluß mit den größern zu stärken;

b. die Bildung neuer Vereine zu fördern;

c. die Presse für unsre Sache zu beeinflussen;

d. über Maßregeln zur Hebung der wirtschaftlichen Lage und der sittlich-religiösen Haltung unsrer arbeitenden Brüder zu beraten und zu beschließen;

e. den Kampf gegen die Irrlehren der Sozialdemokratie gemeinsam und planmäßig zu führen.

§ 3. Die Leitung der Geschäfte liegt in der Hand eines Ausschusses. Demselben gehören außer den Abgeordneten der Provinzial- und Landesverbände je ein Vertreter des Zentralausschusses für innere Mission, des Evangelischen Bundes und des Aktionskomitees des Evangelisch-sozialen Kongresses an.

§ 4. Der Ausschuß wählt aus seiner Mitte: 1. ein geschäftsführendes Komitee, 2. ein Preßkomitee.

§ 7. Das Preßkomitee hat die Aufgabe:

a. alle Verbandsangelegenheiten von allgemeinem Interesse, welche der Oeffentlichkeit übergeben werden sollen, im Einvernehmen mit dem Vorsitzenden des geschäftsführenden Komitees auf ihren Wortlaut festzustellen;

b. an die gelesensten deutschen Zeitungen, welche der Verbandssache wohlwollend gegenüberstehen, sowohl einen Bericht über die jeweiligen Ausschußverhandlungen zu schicken, als auch diese Zeitungen durch jeweilige Korrespondenzen über das Leben innerhalb des Verbandes auf dem Laufenden zu erhalten;

c. durch gedruckte Mitteilungen, welche etwa vierteljährlich als besondre Nummern des Evangelischen Arbeiterboten erscheinen, die Provinzial- und Landesverbände, sowie die einzelnen zum Verbande gehörigen Vereine zu einander in lebendige Beziehung zu setzen;

d. etwaige Angriffe der Presse auf die Verbandssache energisch zurückzuweisen. Ez

(Paul Lindau über Björnsons Handschuh) Es wird den Verfasser und die Leser unsers Artikels über Björnsons „Handschuh" in Nr. 40 interessiren, daß die Besprechung dieses Stückes durch den bisher wohl nur vom Verein „Berliner Presse" freigesprochnen famosen Paul Lindau im Berliner Tageblatt Nr. 637 vom J. 1889 zu finden ist, aber auch in dem uns sehr empfohlenen Buche: „Die Hygiene der Keuschheit. Von Dr. med. Körnig. Björnstjerne Björnson, dem Dichter des Handschuh in aufrichtiger Verehrung zugeeignet (Berlin, Alfred H. Fried u. Co., 1890)" in der Hauptsache abgedruckt ist. Wir können es unserm Blatte nicht anthun, diese Karl Frenzel noch übertrumpfende Schauspielkritik (oder oratio pro domo?) auch nur auszugsweise hier wieder-

zugeben. — Von andrer Seite ging uns die Besprechung zu, die dasselbe Stück im Januarheft der Allgemeinen Konservativen Monatsschrift gefunden hat. Es ist überaus peinlich, daß diese Zeitschrift sich einer ernsteren Würdigung der Tendenz des Dichters mit so oberflächlichen Einwänden entzieht. Man höre nur den Schlußsatz. Nachdem von dem „energischen Zischen“ des „empörten Publikums“ berichtet ist, heißt es: „Möchten doch auch die Welterneuer dieser Sorte aus dem geschilderten Vorgang die heilsame Lehre ziehn, daß die christliche Sittenlehre [!!] doch kein so »überwundner Standpunkt« ist, als sie hoffen und wünschen müssen, und daß ihr [!] im entscheidenden Augenblick auch dort Verteidiger [!] entstehen, wo man sie so wenig vermutet, wie in dem Publikum der »freien Bühne« [!].“ Wenn von christlicher Seite Björnson solche Dinge gesagt werden, wunderts einen nachgerade nicht, daß er die Achtung vor dem Christentum verliert. R

(Eine Frage an unsre Rechtskundigen) Wir entnehmen einem uns zugegangenen Briefe eine, wie uns dünkt nicht nur die Geistlichen, sondern auch die Gemeinde nahe angehende Frage.

„Bei Karl Minde in Leipzig ist jetzt in dritter Auflage eine Broschüre erschienen unter dem Titel: Auch eine konventionelle Lüge. Studien über Liebe, Ehe und Unsittlichkeit von einem evangelischen Geistlichen. In der Schrift wird in schmutzigster Weise die Heiligkeit der Ehe mit Füßen getreten und ein freier geschlechtlicher Verkehr gefordert. Daß es überhaupt erlaubt ist, Schriften, in denen doch auch die staatlichen Ordnungen in Betreff der Ehe unter dem Urteil einer konventionellen Lüge befaßt und als Grund aller Unsittlichkeit dargestellt werden, zu verbreiten, ist ja an sich sehr bedauerlich. Doch werden offenbar die Grenzen des rechtlich Erlaubten inne gehalten; denn die Schrift wird zur Reklame auf einem beigefügten Zettel als „konfiszirt gewesen“ bezeichnet. Es wird sich aber offenbar kein genügender Rechtsgrund zu dauernder Konfiskation gefunden haben. Wenn man nun aber auch die Verbreitung solcher Schmutzschriften nach den bestehenden Gesetzen nicht hindern kann, sollte sich dann nicht doch wenigstens ein Mittel darbieten, welches es unmöglich machte, daß solche unter dem Stempel evangelischer Geistlichkeit ausgingen? Sollte sich keine gesetzliche Handhabe bieten, entweder den Verfasser zu zwingen, aus seiner Anonymität herauszutreten, oder dem Unfug zu steuern, die Schrift fälschlich als von einem evangelischen Geistlichen verfaßt zu bezeichnen? Ich kenne die gesetzlichen Bestimmungen nicht, aber ich kann es mir nicht denken, daß z. B. eine Schrift ähnlichen Inhaltes, die anonym als von einem königl. Landrat verfaßt erschiene, unbeanstandet verbreitet werden dürfte. Wenn dem aber so ist, sollten dann nicht auch in diesem Falle die kirchlichen Behörden die Pflicht haben, den geistlichen Stand vor solchen Verunglimpfungen zu schützen?“

Vor Monaten hat die Redaktion, durch den Titel aufmerksam gemacht, sich an die Verlagshandlung um ein Rezensionsexemplar gewendet: vergeblich! Das beweist wohl schon zur Genüge, was es mit dem „evangelischen Geistlichen“ auf sich hat. Daß aber ein öffentliches Interesse die Verhinderung solchen Unfugs fordert, ist klar. Wir fragen unsre Rechtskundigen: ist sie möglich? R

(Goethe als Taufpate) Goethes Stellung, nicht sowohl zum Christentum, als zu Kirche, kirchlichen Pflichten und Handlungen, wird durch einen Brief hell beleuchtet, den das neueste Goethejahrbuch veröffentlicht. Goethe schreibt da am 25. November 1801 an den Buchhändler Sander in Berlin:

„. . . . Was die Gevatterschaft betrifft, so weiß ich nicht recht, was ich dazu sagen soll, wenn ich auch gleich dabei Ihre freundlichen Gesinnungen nicht verkenne. [Folgen einige scherzhafte Worte über Namengebung.] . . . Wenn ich nun ferner bedenke, wie wenig mein Zeugnis in der christlichen Kirche bedeuten kann, so muß ich, ohne weiteres Räsonnement, Ihnen eben ganz anheim stellen, inwiefern Sie mich zu einem solchen Akt einladen dürfen. . . .“

Ohne Zweifel hat Goethe mit diesen Worten der Stimmung, mit der Unzählige von unsern Gebildeten eine Taufpatenschaft übernehmen, klassischen Ausdruck verliehen. R

(Berichtigung) In Nr. 39 d. Bl. ist, wie wir gern bezeugen, gegen den Wunsch des Verfassers der Titel „Bischof der Brüdergemeine“ seinem Namen hinzugefügt worden. Es wäre das vermieden geblieben, wenn den verehrten Herrn die ihm zugesandte Korrektur nicht verfehlt hätte. Der Titel ist auch falsch formulirt; die Herrnhuter Bischöfe nennen sich Bischöfe „der Brüderkirche.“ D H

Quittung

Für die Lutherkirche in Rom: 63,20 Mk. von Schülerinnen der höhern Töchterschule in Wiesbaden durch K; je 20 von C W K und J, Lemgo; 5 von O, ebenda; 3 von T, ebenda; 2,50 von B, Genthin [Zahlung der Verlagshandlung für einen halben Jahrgang der Christlichen Welt]; je 2 von W, Toftlund und Z, Lemgo; je 1 von D, ebenda und G K, Beyersdorf.

Für die evangelische Gemeinde Sofia in Bulgarien: 10 Mk. von W B, Magdeburg.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Fritz Borstell's Lesezirkel,
verbunden mit der
Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C. 2.
Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.

Lager über 500,000 Bände.

Jahres-Abonnement für auswärtige Leser und Lese-Gesellschaften:

4 Bände	8 Bände	12 Bände	25 Bände	50 Bände	100 Bände
30 M	40 M	50 M	75 M	125 M	200 M

Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.

Havana-Cigaretten

mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von feiner Qualität.

Ich empfehle zwei Sorten, zu 37 und 42 Mk. per Mille, und versende hiervon 40 Stück als Muster franco für 2 Mk.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.

Referenz: Untenverzeichnete Verlagsfirma Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Tägliche Andachten zur häuslichen Erbauung
von D. J. **Müllensiefen.**
Neue, vollständig durchgesehene und um 8 Beichtbetrachtungen vermehrte Auflage. Gebunden 7 Mk. 50 Pfge. Vorrätig in den meisten Buchhandlungen. Verlag von **Eugen Strien** in Halle a/S.

Cand. theol.,
sucht Stellung als Hauslehrer oder Hilfsprediger. Offerten erb. unter **M. R. 30.** postl. Arnstadt (Thür.)

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:
Gevatter Tod Eine Weihnachtsgeschichte, von E. Budde. Eleg. in Lederpapier mit Goldschn. M. 2.40.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
(O. Beck) in München.

Soeben ist in **3. Auflage vollständig** geworden:

Zöckler's
Handbuch der theologischen Wissenschaften.

Unter Mitwirkung der Proff. DD. **Cremer, Grau, Harnack, Hölscher, Kübel, Luthardt, v. Orelli, v. Scheele, Victor Schultze, Ludw. Schulze, Strack, Volck, v. Zezschwitz** u. a. Nebst alphabetischem Sach- und Namenregister. Br. 50 Mk. In 4 Hlbfrzbd. 58.80 Mk.

Band I. Exegetische Theologie. Band II. Historische Theologie. Band III. Systematische Theologie. Band IV. Praktische Theologie. (Die einzelnen Bände sind auch apart zu beziehen; ausführliche Prospekte versendet die Verlagshandlung auf Verlangen franco.

Ferner erschien soeben **vollständig:**

Supplementband zur 1. u. 2. Auflage von Zöckler's Handbuch, enthaltend: Patristik (von Otto Zöckler), Polemik (von Viktor Schultze), Allgemeine Religionswissenschaft (von Bruno Lindner). 30 Bog. Lex.-8⁰. Geh. 7 Mk. In Halbfranz 8 Mk. 80 Pfge.

Zöckler's „Handbuch der theologischen Wissenschaften“, an dem die hervorragendsten Vertreter der kirchlichen Theologie mitgearbeitet haben, und das die litterarische Bewegung auf allen Gebieten der kirchlichen Wissenschaft und des kirchlichen Lebens sorgfältigst verfolgt, ist **durch den Abschluss der 3.,** in **allen Teilen namhaft erweiterten Auflage** nach längerem Fehlen wieder vollständig geworden. Das Werk leistet Geistlichen und Studierenden sowie ernst gesinnten Laien die wertvollsten Dienste und ist eine theologische Bibliothekszierde ersten Rangs. Die in der **3. Auflage** neu hinzugekommenen Disziplinen enthält der **Supplementband zur 1. u. 2. Auflage,** welchen die Besitzer dieser Auflagen des Werkes gefälligst bestellen wollen.

Soeben ist ferner erschienen:

Nösgen, C. F., D. theol. u. Professor in Rostock: **Geschichte der neutestamentlichen Offenbarung.** (In 2 Bänden.) Erster Band: Geschichte Jesu Christi. Erste Hälfte. 20 Bog. Gr. 8⁰. Geh. 6 Mk.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu 1 litterarische Beilage von Gustav Schloeßmann in Gotha, betreffend: „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. Von einem thüringischen Landpfarrer.“